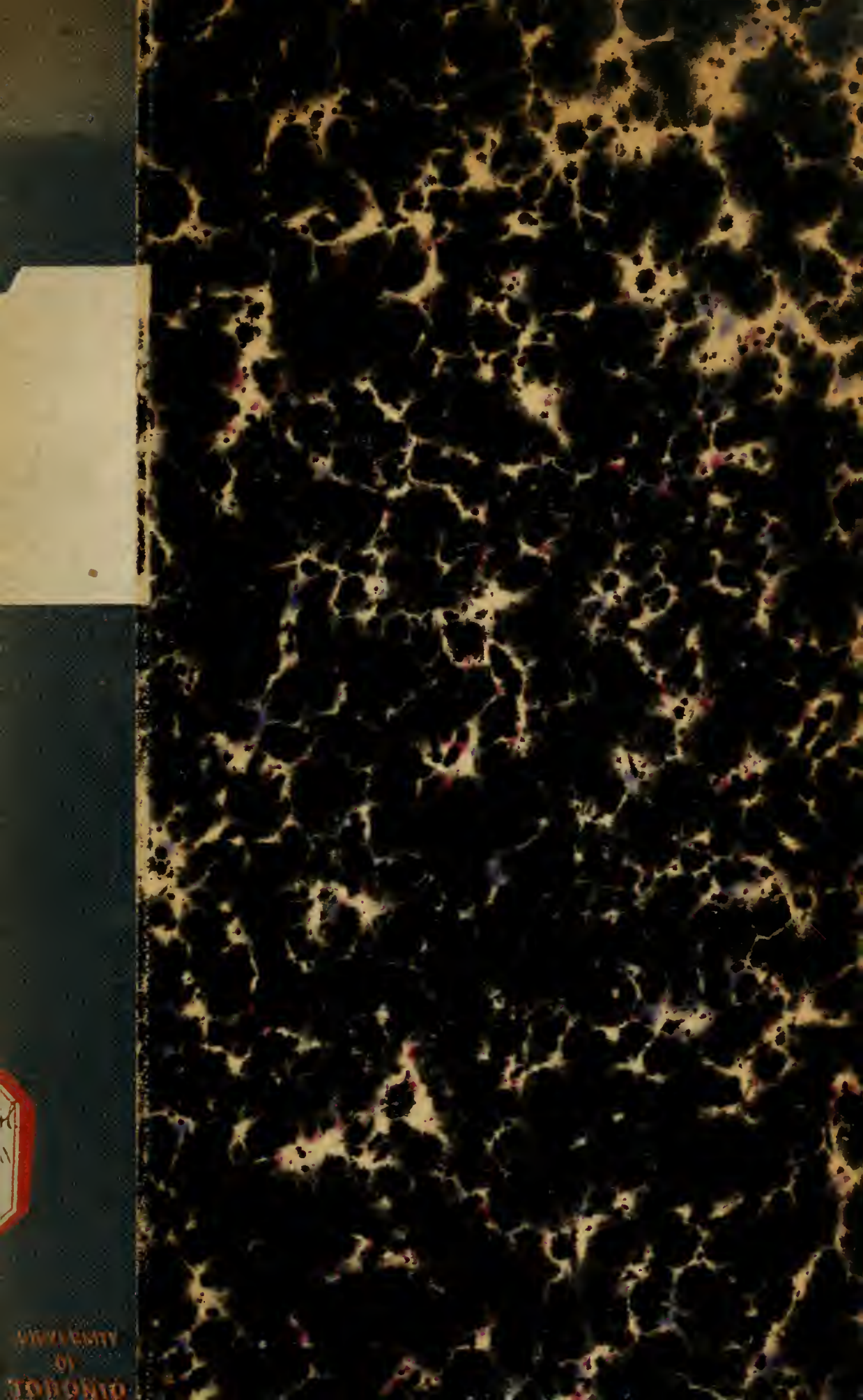


Wege und Ziele

für die

kirchliche Arbeit der Gegenwart.

Von

Ernst August Freiherr von Göler.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1888.

24755
16/6/93

Welche Bedeutung besitzt die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche in der Entwickelungsgeschichte des Reiches Gottes? Befindet sie sich auf einer Höhe geistlichen Lebens und geistiger Macht, leuchtet sie wie die Stadt auf dem Berge weit hinaus in die Völkerwelt? Oder ist für sie erst eine Epoche des geistlichen Aufwachens, der Entfaltung, des Aufsteigens angebrochen, oder geht es im Gegenteile mit ihr bergab, oder liegt sie gar wüste und leer in einer Zeit des todähnlichen Stillstandes, der Sattheit und der Gleichgültigkeit? Für das innere Leben des einzelnen Christen wird vielleicht die Beantwortung dieser Frage nicht entscheidend in das Gewicht fallen. Ob es stürmt oder ob die Sonne scheint, richtet er seinen Blick auf die Gestalt seines Heilandes und Erlösers und wandelt an seiner Hand über lichte Höhen der Gnade und durch finstere Thäler der Trübsal. Wer aber über seine eigene Person, und über den mehr oder weniger beschränkten Kreis von Verwandten, Freunden, Bekannten hinweg auf die Entwickelung des Reiches Jesu Christi auf Erden sehen gelernt hat, wer ein Herz besitzt für die Kirche als die Gemeinschaft der Heiligen, wem es nicht gleichgültig ist, ob die Sündennot mit all dem Jammer und Elend, das täglich von der Erde zum Himmel als das Seufzen der Kreatur im Kampfe gegen Tod und Teufel aufschreit, noch Jahrhunderte oder Jahrtausende fortstöhnt; wer vielmehr von einer Sehnsucht nach der Erlösung von allem Übel und nach der Zeit erfüllt ist, da der Herr wird alles in allem sein, — für einen solchen Christen gewährt die Beantwortung jener Frage das höchste Interesse; denn ein solches

Menschenkind wird mehr und mehr von seiner Armseligkeit absehen, und in seinem kleinen, noch so unscheinbaren Teile mitwirken wollen zur Förderung des Reiches Christi auf die große Erlösungszeit hin.

Von besonderer Bedeutung ist die Frage für alle, welche durch Beruf oder sonstige Lebensführung am Ausbau der Kirche nach innen und außen mitzuwirken haben; denn liegt schon in weltlichen Dingen, z. B. in der Politik, in der Erkenntnis der Zeit die Bedingung für ein richtiges Handeln, so gilt dies noch weit mehr auf geistlichem Gebiete. Ein rechtes Wort zur rechten Zeit vermag viel; ein an für sich rechtes Wort zur Unzeit kann furchtbar schaden. Häufig gilt es, in stiller Geduld zu harren, weil ein Eingreifen und Zufahren schaden könnte; häufig muß der Augenblick am Schopf ergriffen werden. Ein Mann, welcher sich daran gewöhnt hat, auf die stillen Winke Gottes im großen und kleinen, für den Lauf des Einzellebens, wie für den Gang im Staaten- und Völkerleben zu lauschen, wird die Zeit und Gottes Willen in ihr meist richtiger erkennen als ein anderer, namentlich gegenwärtig, da Gottes Hand fördernd und hemmend das Gute unterstützend, das Böse niederdrückend wunderbar im Völkerleben zu empfinden ist. Freilich wird man die volle Bedeutung einer Epoche erst in der Zukunft durchschauen und richtig würdigen; und deshalb wird man auch in der Zukunft leichter ein richtiges Urteil über das Zeitgemäße einer Handlung fällen können; doch auch dann nicht unfehlbar, wenn man nicht gleichzeitig ein Verständnis für die Ziele besitzt, auf welche alle Ereignisse hintreiben. Treiben z. B. alle Verhältnisse auf eine Revolution zu und tritt auf dem Wege dahin aus irgendwelchem Grunde eine Ruhepause ein, wie dies ja in geschichtlichen Entwickelungen der Fall ist, so wird derjenige Staatsmann, der die Zeit in ihren großen Zielen zu erfassen versteht, sich durch derartige vorübergehende Reaktionen nicht beirren lassen, während ein anderer die Kurve, welche der Weg beschreibt, für eine bleibend veränderte Richtung auffaßt und lustig auf ihr weiter fährt, um schließlich zu seinem Schrecken den Irrtum gewahr zu werden.

So wird auch in Kirchenfragen derjenige seltener irre gehen, welcher gewohnt ist, alle Angelegenheiten der Kirche, ob große oder kleine, ob sie mehr von religiöser oder mehr von kirchenpolitischer Natur sind, unter das Spektrum der letzten Ziele des Reiches Gottes zu stellen. Diese Ziele sind uns von den ersten Blättern der Bibel, von der ersten Verheißung (1 Mos. 3, 15) durch die geschichtlichen und prophetischen Bücher des Alten Testaments, und wieder frisch beginnend im Neuen Testamente durch den Mund Jesu Christi und seiner Apostel klar und bestimmt vorgesteckt in der endlichen Erlösung aller Kreatur durch die Wiederkunft unseres Herrn und Heilandes. Unentwegt zielt alle Reichgottesgeschichte auf diese Vollendung der Gnadengedanken Gottes hin. Wohl traten schon zur Zeit des Alten Bundes Pausen ein, in welchen die Menschen jene Verheißung vergaßen oder vergessen zu dürfen glaubten, bis der aus Davids Stamm geweisfagte Messias in Bethlehem geboren wurde zur Versicherung, daß alle Weisfagungen noch sollten erfüllt werden. Wieder traten lange Pausen in der Entwickelung ein, bis zur Zeit der Reformation wieder ein gewaltiger Ruck nach vorwärts erfolgt ist. Seither stand die Welt nicht stille. Sie fliegt mit Sturmesflügeln ihrem Ziele entgegen.

Also erste Bedingung zur richtigen Beurteilung einer Kirchenfrage ist, daß man sie in ein Verhältnis zu bringen sucht mit dem letzten Ziel des Reiches Gottes, das uns bekannt ist. Sodann müssen wir aber uns hüten, den Verlauf einer geschichtlichen Entwickelung danach zu prüfen, ob er stimme mit den Wegen, welche nach unserer oder anderer Leute Meinung das Reich Gottes nehmen müsse, und alle Erscheinungen, welche nicht in diese menschliche Schablone passen, als ungöttliche zu verwerfen. Diese Gefahr ist groß; weil Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken sind, und weil, während alles göttliche Leben in wunderbarer Freiheit und Mannigfaltigkeit sich entwickelt, bei uns Menschen alles in ein mechanisches, starres Geleise hineingerät. So konnten die Pharisäer den Herrn nicht annnehmen, weil ihre Schriftgelehrsamkeit verknöchert war und sie göttliche

Gedanken in menschliche Satzungen einschnürten. Als darauf das Christentum die Menschheit von des Gesetzes Fesseln befreit hatte, so währte es nicht lange, bis sie ihre evangelische Freiheit wieder bis zu dem Grade verlor, daß die römische Kirche die Gottesthat der Reformation als menschliche Empörung erklärte, weil letztere nicht dem in Satzungen erstarrten Papsttum entsprach. Heute haben wir manche ähnliche versteinerte kirchliche Richtungen, auch innerhalb der protestantischen Kirche, welche stets geneigt sind, Geistesbezeugungen, wo sie zu spüren sind, zu verwerfen, wenn sie mit gewissen theologischen Dogmen nicht harmonieren. Hüten wir uns vor dem Pharisäertum! Freilich droht auf der anderen Seite die Charybdis der Schwarmgeisterei, welche einzelnen nach Umständen an und für sich nicht zu verwerfenden Gedanken eine allzu große Bedeutung einräumt.

In der Neigung, ein Ereignis, eine Erscheinung, Kämpfe, in welchen man steht, Leiden, welche man zu tragen hat, Dunkelheiten, durch welche die Kirche geführt wird, — oder aber auch Siege derselben über den Unglauben, Lichtstrahlen, die von ihr ausgehen, zu überschätzen oder zu unterschätzen, liegt eine weitere Schwierigkeit bei der Prüfung der augenblicklichen Lage der Kirche, wobei die mehr oder weniger optimistische oder pessimistische Lebensanschauung der einzelnen auch wesentlich mitspielt. Die Israeliten überschätzten die Hemmnisse, welche für sie zwischen Ägypten und Kanaan lagen, manche Sekten überschätzen die Bedeutung ihrer Bestrebungen, manche orthodoxe Kirche der Gegenwart überschätzt die protestantenvereinliche Bewegung; — auf der andern Seite unterschätzten die Kainiten den Ernst ihrer Zeit trotz Noahs Mahnungen, unterschätzten Herodes, Pilatus und die Hohenpriester die Erscheinung Christi und unterschätzen vielleicht auch manche die Bedeutung vieler Zeichen der Gegenwart, weil sie der falschen Meinung sind, daß, wenn Gott spräche und handle, sofort alle Berge einstürzen müßten, oder weil sie für alle Erscheinungen sofort nach einem wissenschaftlich scheinenden Grunde suchen, um nur nicht ein Eingreifen Gottes annehmen zu müssen.

Der Erdenmensch mit seiner natürlichen Vernunft erträgt nicht

lange die ideale Luft geistlicher Freiheit und göttlicher Wahrheit; er muß alles in Satzungen mit Paragraphen und Tabellen bringen, und je mehr ihm dies gelingt, desto mehr weicht der Geist. Wir sehen dies auf den verschiedensten Gebieten; neben der Theologie ist dieses Gesetz der Trägheit fast nirgends so deutlicht ausgeprägt als in der Juristerei. Formale Bildung gilt heute vielfach mehr als philosophisches oder geistliches Denken. Aus der evangelischen Freiheit der Kinder Gottes, wie der Herr sie uns als die alte Paradiesesgabe wieder gebracht hat, war die Kirche innerhalb 15 Jahrhunderten infolge jenes Gesetzes der Trägheit eine starre, gottentfremdete und von Gott ablenkende Einrichtung geworden. Sie zurückzuheben in jene himmlische Luft, sie zu befreien von dem menschlichen und formalen Unrat, war die Aufgabe der Reformation: an die Stelle der Traditionen sollte sie in der Lehre wieder das Licht des Evangeliums pflanzen, an Stelle der päpstlichen, nach weltlichem Muster organisierten Macht sollte dem Walten des Geistes der Wahrheit wieder freie Bahn gebrochen werden, und die einzelne Seele aus dem Ablaßschacher in das Reich der Gnade zurückversetzt werden. Wir sehen, wie Luther auf diesem Wege vom Geiste immer tiefer in die Gedanken der heiligen Schrift hineingeführt wurde, wie diese sich mehr und mehr vor den staunenden Blicken der dürstenden Seelen entfalteten, wir werden aber auch mit Schmerz gewahr, daß in dieser Entwickelung allmählich eine gewisse Ermattung eintrat; wir empfinden, daß die Aufgabe der Reformation nicht vollständig gelöst wurde, daß eine Hemmung den freudigen Verlauf unterbrach. Diese Stockung zeigt sich von dem Augenblicke, in welchem in die rein geistlichen Bestrebungen Luthers sich weltliche Interessen anderer mengen und an der Stelle von Geisteswaffen Fleisch und Schwert, weltliche Berechnungen und menschliche Klugheit maßgebend wurden. Der Geistesflug ist damit gelähmt; es tritt eine Erstarrung ein; ja, die Sache der Reformation geht sogar da und dort zurück. Wiederum tritt eine Pause als langer Gedankenstrich in der Förderung des Reiches Gottes auf Erden ein.

Noch ist kein Jahrhundert vergangen, seit Luther seine Thesen angeschlagen und ein neues Glaubensleben durch die Welt strömte, und schon sehen wir das jung erwachte evangelische Leben in den Schnürstiefeln des sogen. Zeitalters der Rechtgläubigkeit einherstampfen. Von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, erblicken die Theologen ihre Aufgabe im Streit gegen andere Richtungen, gegen alle möglichen . . . . aner und . . . isten, so daß sogar ein Nicolai, der Sänger des schönen Liedes „Wachet auf, ruft uns die Stimme" in einer besonderen Schrift nachzuweisen versucht, daß die Calviniſten anstatt Gott den Teufel lehrten und anbeteten. Eine stramme Zucht und ein kaltes Pflichtgefühl, vielfach verbunden mit roher Gewalt und Despotie, müssen Liebe und Innigkeit ersetzen. Es gehört zur strenggeführten Hausordnung, regelmäßig in den Gottesdienst zu gehen; dabei schlafen aber die meisten während der langen und kalten Predigten über dogmatische Spitzfindigkeiten, so daß man in Arnstadt einen besonderen Wecker für die Kirchenschläfer anstellte. Es war ein furchtbarer Rückgang des Reformationswerkes und wir dürfen angesichts desselben nicht staunen, daß Gott im 30jährigen Kriege die Sache der Protestanten nicht so segnen konnte, wie Er in Seiner reichen Gnade wohl gerne gethan hätte.

Unter der Asche glühte aber gar mancher Lebensfunken der Reformation fort: das Gotteswort, welches Luther dem deutschen Volke wieder gab, es wirkte im stillen mit unvertilgbarer Kraft. In Männern wie Arndt, Scriver, Böhme, Spener, Franke u. a. erfolgte in der Zeit des Pietismus der Protest des warmen, innerlichen Lebens gegen die kalte Lehre. Aber leider beweist auch bei ihnen jenes Gesetz der Erstarrung des geistlichen Lebens zur Formel seine Kraft. Zinzendorff und seine Brüdergemeinde erhalten das innere Leben am längsten wach; im ganzen trat frühe ein geisttötendes Systemwesen, eine Methode der Bekehrung ein, die das innerste Leben nach außen kehrte, und der Pietismus zeigte trotz seiner vielfachen Verdienste nicht die Kraft, die Sache der Reformation fortzuführen, das Reich Gottes wesentlich zu fördern.

In dieser Zeit des Niedergangs evangelischen, wahrhaft christlichen Lebens fiel es der sogen. Aufklärung nicht schwer, sich breit zu machen. Was auf dem Gebiete der Philosophie und der schönen Litteratur Männer wie Lessing lieferten, mußte der Welt wahrlich mehr imponieren als der steinerne Orthodoxismus und der enge Pietismus auf kirchlichem Gebiete. Deismus und Humanität treten an die Stelle vom Christentum, bis auch sie über Bord geworfen werden und die Göttin Vernunft in der französischen Revolution auf den göttlichen Thron gehoben wird. Der sogen. Rationalismus bietet der geistreich feinwollenden Gesellschaft seine fade Limonade.

Sie konnte den nach Göttlichem lechzenden Menschenherzen auf die Dauer nicht genügen. Um ihre ganze Armut, den vollen Jammer zu erkennen, mußte aber das deutsche Volk als dasjenige Volk, welches in besonderer Weise zum Träger des Evangeliums berufen ist, wohl noch tiefer gebeugt und gedemütigt werden, wozu Gott Napoleon dem Ersten freie Bahn ließ, seine Geißel über Deutschland zu schwingen. Da erkannten die Bessern erst die ganze Not, da haben Männer wie Fichte und Schleiermacher das Volk aufgeweckt, und wenn auch nicht direkt zu Jesus Christus, so doch zum lebendigen Gott zurückgeführt und Ernst Moritz Arndt sang sein tapferes Lied: „Wer ist ein Mann? der beten kann von Herzen treu und warm." Es erhob sich das deutsche Volk aus dem Schlamm französischer Frivolität und dem seichten Wasser des Rationalismus, suchte wieder Hilfe beim lebendigen Gott und Er ließ sich finden. Von da an geht es wieder aufwärts im deutschen Volk, in der evangelischen Kirche und in der gesamten Christenheit, nicht in einer geradeaufsteigenden Linie, sondern staffelförmig, aber mit Entschiedenheit. Die heilige Allianz, das Kind Alexanders des Ersten, hat ja allerlei Weltliches an sich haften, aber einen großen, einen wahrhaft christlich-prophetischen Gedanken birgt jene Zusammenfassung der drei großen christlichen Kirchen doch in sich.

Dieser Gedanke fand seinen Ausdruck in Deutschland in der Union. Es giebt falsche und wahre Unionen. Eine falsche

Union ist jene, bei welcher Opfer an Überzeugungen gebracht werden müssen; bei der wahren Union bleibt der einzelne Christ und die einzelne Kirche innerlich ungefesselt; man sucht aber nicht die trennenden Momente, sondern den gemeinsamen Boden auf, und man pflegt den Geist, in welchem der lutherische August von Sachsen zum reformierten Friedrich III. von der Pfalz auf dem Reichstage zu Regensburg 1566 sagen konnte: „Fritz, du bist frömmer als wir alle." In dieser Beziehung steht die Union der preußischen Landeskirche hoch über andern unierten Kirchen. Überhaupt war Preußen die Heimat des neuerwachten christlichen Lebens. Das ganze preußische Volk in allen seinen Schichten, im Königsschlosse, auf den adeligen Rittergütern, im schlagfertigen Heere, im Beamtenstande, im Komtoir, in der Werkstätte und hinter dem Pfluge war von einem tiefernsten Geiste erfaßt und wandte sich wieder um zu seinem Gotte, und die Geschichte bietet wenige ähnliche Beispiele von so augenfälligen Wechselbeziehungen des treuen Bundesgottes zu einem Volke, das nach Jahren der Untreue sich wieder mit Sehnsucht zu Ihm kehrt.

Unter Friedrich Wilhelm IV. gewann diese Richtung einen eigentümlichen Charakter. Der romantisch-ideale und christliche König wollte seinem Staate ein durchaus christliches und zwar ein evangelisch-christliches Gepräge verleihen. Preußen sollte evangelische Vormacht unter den Völkern, eine Art evangelisches Israel werden. Wer Einfluß und Geltung gewinnen wollte, mußte sich als kirchlich gesinnter Mann bezeugen und orthodoxes Denken entschied in allen öffentlichen Fragen. Die Generalsuperintendenten und Oberhofprediger gingen wie ein Hoherpriester Nathan bei ihm ein und aus und hatten in manchen großen Staatsfragen ein schwerwiegendes Wort mit zu reden. Dieses königliche Beispiel wurde für das preußische Volk zum reichsten Segen. Das Licht war auf den Leuchter gestellt, und während es an anderen Höfen und in anderen Staaten geradezu als lächerlich galt, wenn junge adelige Männer, Offiziere oder Beamte die Kirche besuchten, war in Berlin das Evangelium wieder hoffähig geworden wie an dem Hofe eines Gustav Adolf. In den

meisten hervorragenden Familien wurde die schöne Sitte der Hausandachten wieder gepflegt, auf den Kanzeln wurde durchaus rechtgläubig gepredigt, das Wort Gottes war im gesamten Volke wieder eine Macht geworden. Unter dem Schirm des königlichen Schutzes konnten außerdem zwei große Ereignisse innerhalb der deutschen evangelischen Kirche Wurzel fassen und ins weite wirken. Es war dies der Kirchentag, welcher die Gemeinschaft der deutschen Landeskirchen auf positiver Grundlage zum lebendigen Ausdruck brachte, und das von Wichern angeregte Werk der innern Mission, das, wie wir sehen werden, neues Glaubensleben zu fördern berufen war.

Mit diesem freudigen und offenen Bekenntnis des Monarchen war aber eine große Gefahr verbunden, die nicht vermieden wurde, die Gefahr der Veräußerlichung, der Oberflächlichkeit, einer orthodoxen Erstarrung des Glaubenslebens. Kirchliches Leben war bei vielen eine Modesache, bei andern die Brücke zur Erreichung eigennütziger Ziele geworden. War zur Zeit der Befreiungskriege das neuerwachte christliche Leben aus der Not und der eigenen Hilflosigkeit hervorgewachsen, in welcher man wieder zum lebendigen Gott schreien lernte, so fühlte man sich jetzt in seiner kirchlichen Uniform vielfach zu sehr als die Gerechten in Israel, ohne eine tiefere Bekehrung erfahren zu haben. Das Christentum war von oben befohlen, anstatt von unten aufgewachsen; seine Stützen bildete nicht ein innerliches Glaubensleben im Volk, sondern äußere Einrichtungen. Was diese eigentümliche Periode für die Förderung des evangelischen Lebens in reichem Maße gebracht hatte, mußte deshalb in ein Läuterungsfeuer gebracht werden, um das edle Metall von den Schlacken zu trennen.

Als mit der neuen liberalen Ära, die in den sechziger Jahren begann und in der 2. Hälfte der siebziger Jahre ihren Höhepunkt erreichte, manche staatliche Stütze und mancher Halt von weltlicher Obrigkeit dahinsanken, erbebten orthodoxe Herzen für die evangelische Kirche und für das christliche Deutschland, und auch edle, bibelgläubige Männer sahen nur auf die Mauern, die ein-

stürzten und blickten nicht über sie hinweg und durch den Staub ihrer Trümmer hindurch auf die neuen Bahnen, die der Herr Seine Kirche führen wollte. Man überschätzte die Bedeutung der morschen Säulen, welche in diesem liberalen Zugwinde zusammenbrachen, und die Kraft des Protestantenvereins, wie der gesamten negativen Strömung. Man hatte sich vielfach daran gewöhnt, Fleisch für seinen Arm zu halten, und als die Kampfeszeit anbrach, fehlte der Glaube an den lebendigen Gott, dessen Wege höher sind, denn unsere Wege. Auch heute noch, da die innere Kraftlosigkeit und Leistungsunfähigkeit des rein negativen Protestantenvereins offen und klar daliegt, wollen und können noch viele auf der positiven Seite die große reinigende Bedeutung jener liberalen Epoche des Kulturkampfes für unsere evangelische Kirche nicht erkennen und sehnen sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurück. Sie nennen unsere Zeit die Zeit des Abfalls, in welcher es mit Riesenschritten bergab gehe, da der Glaube der Väter aus Haus, Gemeinde und Kirche gewichen und da jeder feste Kern eines positiven Christentums sich auflöse in einem allgemeinen Humanitätsdusel, in welchem der Mensch Subjekt und Objekt bilde, und ein Heiland und Erlöser keinen Platz mehr finde. Mit einem gewissen Mißtrauen beobachten sie deshalb auch die vielgestaltige Arbeit der inneren Mission, das stärkere Hervortreten des Laienelements im kirchlichen Verfassungsleben, die größere Freiheit in der Lehre und in der Verkündigung des Gotteswort auf den Kanzeln. Und in der That kann es einem bange werden, wenn man einerseits bedenkt, welch ein reicher Segen dem deutschen evangelischen Volke in Erkenntnis und sittlicher Zucht durch die bisherige Autorität der Kirche bis vor kurzem zufloß, und wenn man anderseits sieht, wie da und dort die Kanzeln die Stätten ungläubiger, die Fundamente unseres Glaubens leugnender Predigten geworden sind, wie der Einfluß der Geistlichen in den Gemeinden durch die moderne Gesetzgebung (Zivilehe, konfessionslose Schulen, weltliche Armenfürsorge) gewichen, wie Tausende innerhalb der christlichen Gemeinden ohne Taufe aufwachsen und ohne kirchlichen Segen in die Ehe treten,

wie im gesamten öffentlichen Leben eine gewisse Laxheit gegen die göttlichen Gebote eingerissen ist und nach dem Glauben wenig gefragt wird. Alles, was bisher als fest galt, wird flüssig und kommt in Bewegung. Kein Wunder, daß die bange Frage aufgeworfen wird, wohinaus das alles stürmen will?

Weit größer ist das Gefühl des Unbefriedigtseins in den extrem liberalen Kreisen der evangelischen Kirche. Noch vor zehn Jahren konnten die Männer des Protestantenvereins die kühne Hoffnung hegen — und sie haben sie gehegt —, daß der alte Wunderglaube, daß der Glaube an einen geoffenbarten Gott in den letzten Zügen liege, daß das Apostolikum als eine veraltete Formel aus den Agenden der evangelischen Kirche gänzlich schwinden werde, daß eine deutsche Nationalkirche als ein neues Licht in der Welt strahlen und Protestantenvereinler, Altkatholiken und Reformjuden — Mohammedaner haben wir in Deutschland keine — unter ihrem weitherzigen Dache umschließen werde. Diese Träume sind dahin. Kaum hat je in der Kirchengeschichte eine Richtung ein kürzeres Leben gefristet und in demselben ein größeres Fiasko erlebt. Die Seifenblase ist geplatzt; aber frägt man wodurch? so läßt sich kein geschichtliches Ereignis und kein menschliches Thun dafür angeben; sie ist gescheitert an dem Felsen, den ihre Jünger geleugnet hatten, äußerlich am christlichen Sinn unseres Volkes, im tiefsten Grunde durch ein Wort vom Himmel her, das uns bezeugt, daß der Herr der Kirche lebt und sie lenkt.

Wie dieser Zug des Unbefriedigtseins durch die beiden einander entgegengesetzten Richtungen der Kirche weht, so erfüllt derselbe die denkenden Glieder derselben in allen Lebensstellungen. Unsere gesamte evangelische Bevölkerung fühlt sich nicht behaglich in den unfertigen Zuständen, wie sie aus der liberalen Ära hervorgegangen sind, und je nach der Richtung, dem äußeren Berufe und dem inneren Stande tadelt der einzelne den oder jenen Punkt und äußert diesen oder jenen Wunsch. Weder bei der Geistlichkeit noch im Laienstande ist jenes Sattsein, jene Zufriedenheit mit der Organisation, mit dem Leben und den

Lebensäußerungen unserer kirchlichen Verhältnisse mehr anzutreffen, welche lange bei uns herrschte, und uns teils in einem idyllisch-gefühlvollen Träumen, teils in strammem Selbstbewußtsein orthodoxer oder streng konfessioneller Kreise entgegentrat. Die hergebrachte Langweile, in welcher — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — im großen ganzen unsere Geistlichkeit pastorierte und unsere Gemeinden sich pastorieren ließen, befriedigt heute nicht mehr, weil es als mechanisch, geistlos, unwahr erscheint. Je mehr die unbedingte Autorität der Kirchenlehre im öffentlichen und im Privatleben sank, und je mehr die Kritik auch in ungebildeten Volksschichten ihr Spiel trieb, desto mehr verlangte man für den Glauben Beweise der Kraft und des Lebens. Die Zahl derjenigen, welche die Gnade und die Macht Gottes persönlich erfahren und infolge dessen den Geist Jesu Christi in ihrem Wesen und ihrem Wandel darstellen, ist klein. Ein Teil jener, die Schiffbruch an ihrem Glauben an die hergebrachte Kirchenlehre gelitten, verfällt dem Materialismus und dem Nihilismus, in welchem der göttliche Funken im Menschen mehr und mehr erlischt und einem höllischen Feuer Platz macht. Ein anderer Teil sucht an falscher Quelle nach Erfrischung und Befriedigung der dürstenden Seele, und verfällt in allerlei Thorheiten und Irrlehren. Welche Macht ist nun auch im deutschen Volke — von Rußland und Amerika gar nicht zu reden — der Spiritismus in seinen verschiedensten Lebensformen gerade in gebildeten Kreisen geworden! Welche Verbreitung hat sein Organ die „Sphinx" z. B. in Berlin und nach Hunderttausenden zählen diejenigen, welche sich ihm hingeben, weil sie hier eine geistige Macht gefunden zu haben glauben, einen Beweis der Unsterblichkeit, eines geistigen Lebens frei von fleischlichen Banden. Wieder andere wenden sich philosophischen oder mystischen Spekulationen zu; hochgebildete Männer glauben im Buddhismus die Religion der Zukunft gefunden zu haben, und wahrlich, es sind nicht die schlechtesten, welche im Innern unbefriedigt, im Suchen nach der Wahrheit auf solche Irrwege geraten. Wer hätte z. B. von einem Geistesheroen wie Bluntschli, dem ersten Führer des Protestanten-

vereins und dem Großmeister einer mächtigen Freimaurerloge, einem Manne, der, wo er auftrat, durch die Schärfe seines Verstandes herrschte, zugetraut, daß er sich in so armselige, mystisch-spekulative Theosophieen verstrickt habe, wie es sich nach seinem Tode herausstellte? Unüberseh bar ist der Jammer und das Elend, in welchem tausende von Seelen infolge solcher Verirrungen dahinschmachten, davon zeugen genug unsere Irrenhäuser, davon zeugen die hervorragendsten Seelsorger, welchen im geheimen stolze Weltmenschen, die in ihrem Leben sonst einherschreiten, als ob sie die Könige der Erde wären, ihre innere Trostlosigkeit aussprechen und um Hilfe flehen.

Und noch eine Erscheinung darf als Beweis des Mangels an innerer Befriedigung und des Suchens nach andern kirchlichen Verhältnissen angeführt werden. Unter den Geistlichen selbst mehren sich in auffallender Weise die Stimmen derer, die mit dem Erfolge ihrer Wirksamkeit in Predigt und Seelsorge nicht zufrieden sind. Mehr und mehr Theologen werfen die Frage auf, wo der Fehler liege, daß die Verkündigung des Wortes im ganzen so wenig Herzen bekehre, daß sich so wenig wirklich christliches Leben offenbare. Auf Pastoralkonferenzen und bei ähnlichen Versammlungen werden derartige Fragen in den letzten Jahren häufiger behandelt, als je zuvor.

So erscheint uns die Gegenwart als eine Zeit des geistlichen Hungerns und Dürstens, im Vergleich zu Zeiten der Sattheit, die hinter uns liegen. Mangel an Befriedigung kann zweierlei Ursachen besitzen; er zeugt entweder von einem wirklichen Manko an geistlicher Speise, oder aber er wächst aus höheren Anforderungen hervor, welche man an die geistlichen Speisen und an die eigene Lebenskraft stellt. Sieht man in das geistliche Leben der Gegenwart hinein, so erscheint dasselbe mindestens nicht ärmer als in den letzten zwei Jahrhunderten; der Hunger entspringt vielmehr einem Aufwachen, einem Sich-bewußt-werden des Mangels, einer erhöhten Anforderung an sich selbst. Da es aber für das geistliche Leben keinen niedereren Stand giebt, als der ist, wenn man seine Armut nicht erkennt, so dürfen wir die Hoffnung

hegen, daß wir aufgewacht sind aus einem geistlichen Schlaf der Gleichgültigkeit, des totähnlichen Winters, und schließen aus den mannigfaltigen Versuchen, dem kirchlichen, dem christlichen Leben auf allerhand Weise aufzuhelfen, daß ein Frühling kommen will, daß es mit Gottes Hilfe in der Christenheit aufwärts geht. Dieses Drängen und Suchen im religiösen und kirchlichen Leben nach den verschiedensten Seiten erinnert vielfach an die vorreformatorische Zeit. Es ist, als ob das evangelische Deutschland die Fäden der Reformation, die während 300 Jahren da und dort liegen geblieben sind, wieder frisch aufnehmen, wo sie abgebrochen, wieder neu anknüpfen und damit an dem Tuch der Reichsgottesgeschichte mit neuem Eifer, mit neuer Sehnsucht auf die Vollendung fortweben wolle. Wohl wissen wir, daß wir damit den Widerspruch derjenigen erwecken, welche der Meinung sind, daß die lutherische Reformation eine vollkommene gewesen und deshalb der Fortführung nicht bedürfe, daß man vielmehr nur zu ihr zurückzukehren und an ihr festzuhalten habe. Wir vermögen diese Ansicht aber nicht zu teilen und stehen vielmehr unter dem Eindrucke, daß, wie wir schon bemerkt haben, durch innere Hemmnisse und äußere Störungen das Werk der Reformation in seiner freudigsten Entfaltung unterbrochen worden ist. Vom Augenblicke an, in welchem jene Bewegung den rein geistlichen Boden verließ, tritt zuerst ein Stillstand im inneren Leben der Reformation ein, und siegt die Gegenreformation der katholischen Kirche. Das auf weltlichen Grundsätzen aufgebaute Rom wird immer siegen, wo mit weltlichen Waffen gerungen wird; nur wo die reine Luft des wahrhaft göttlichen Geistes weht, gewinnt die evangelische Kirche gegen das Papsttum die Oberhand. Das Evangelium bedarf deshalb der Freiheit. Die Freiheit in der Verkündigung des Wortes hat es weniger zu fürchten als eine Bevormundung; denn die Wahrheit siegt, wo sie sich ungehemmt entfalten darf. Sowohl auf dem theologischen Gebiete als auf dem des Verfassungslebens in der Gemeinde und dem Staate gegenüber blieben viele Aufgaben der Reformation ungelöst, weil man dieselben durch die schwere Hand weltlicher Be-

hörden zu ordnen suchte, — oder weil Rom störend entgegentrat.

Auf allen diesen Gebieten ist innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands ein neues Leben erwacht. Viel Verkehrtes, viel Falsches wurde und wird dabei zutage gefördert; aber wir durften auch erfahren, wie die tauben Blüten abfielen und wie nur das Wahre sich als lebensfähig erwies. Diese mannigfaltigsten Versuche, unserer evangelischen Kirche aufzuhelfen, gehen von den verschiedensten Seiten aus und berühren nahezu alle ihre Lebensgebiete. Sie erstrecken sich auf ihre geistlichen Lebensfragen und sie beschäftigen sich mit ihren mehr äußerlichen Interessen und Bedürfnissen. Seit Luthers Zeiten hat man die Glaubenslehre nicht mehr einer so scharfen Prüfung an der Hand des Wortes Gottes unterzogen; ja, die Bibel selbst wurde noch nie so keck, aber anderseits auch noch selten mit gleichem Durste nach Wahrheit kritisiert als in der Gegenwart, und der Erfolg ist, daß das Gotteswort wieder in einer ganz neuen Weise als ein Fels im Meere menschlicher Meinung dasteht und eine Verbreitung gefunden hat, wie noch nie. Im innigsten Zusammenhange damit stehen alle jene Bestrebungen nach der Einheit im Geiste, jenes Dürsten nach neuen, kräftigen Bezeugungen des heiligen Geistes, jene erneuten Hoffnungen, welche an die herrlichsten Verheißungen des Alten und Neuen Testamentes anknüpfen und die Gemüter bewegen.

Doch tiefer in dieses geistliche Gebiet der Öffentlichkeit gegenüber einzudringen, kann nicht die Sache eines Laien sein. Wir haben uns vielmehr die Aufgabe gestellt, in dieser Schrift jene Bestrebungen näher zu betrachten, welche durch Pflege der mehr äußerlichen, praktischen Fragen der Kirche letzterer den ihr gebührenden Einfluß zu verschaffen oder zu erweitern suchen. Sie betreffen teils ihre Verfassung und ihr Verhältnis zum Staat, teils ihre Lebensäußerungen im Gottesdienste und in der Gemeinde.

Es war der Liberalismus in seinen verschiedenen Schattierungen, welcher die Verfassungsfrage im großen in die Hand nahm und zwar vielfach im heftigen Widerspruch zur positiven Seite. Von dürftigen Anfängen eines kirchlichen Verfassungslebens in der Einrichtung der Kirchengemeinderäte, und den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Landes- und Provinzialsynoden abgesehen, lag dasselbe bis zum Anfang der sechziger Jahre im allgemeinen sehr danieder. Die einzelnen evangelischen Landeskirchen wurden bureaukratisch durch staatliche Behörden gelenkt, welchen kirchliche Vertretungen in den Konsistorien und Oberkirchenräten unterstanden. Das Laienelement und die Kirchengemeinde im ganzen waren sowohl bei Behandlung der ortskirchlichen Fragen als auf den Synoden schwach oder gar nicht vertreten. Infolge des rationalistischen Geistes, welcher durch unsere Beamtenwelt größtenteils wehte, verknöcherte die Kirche vielfach zu einer staatlichen Polizeianstalt, auf welche man aber mehr aus einer gewissen traditionellen Pietät als aus persönlicher Überzeugung Gewicht legte. Hierdurch wurde, wo wirkliche religiöse Bedürfnisse sich unter den Laien zeigte, das Konventikelwesen und die Sektirerei wesentlich befördert. Gegen die vermeintlichen Gefahren, mit welchen die Versammlungen zu religiösen Zwecken außerhalb der Kirche die Ordnung in Staat und Kirche bedrohten, wurde Polizei und Gensdarmerie aufgeboten. Daß an diesen armseligen und jammervollen Zuständen einmal gerüttelt wurde, haben wir unzweifelhaft dem Liberalismus zu verdanken, welcher auch für das religiöse Leben des einzelnen eine freiere Bewegung, und für die Beratung der gemeinsamen kirchlichen Interessen einen Beizug der Beteiligten verlangte. Insofern besaß die Forderung nach einer kirchlichen Verfassung sicherlich eine Berechtigung.

Neben diesem edlen und berechtigten Streben, durch eine Kirchenverfassung die wirklichen Bedürfnisse der Gemeinden kennen zu lernen und ein selbständigeres, kirchliches Leben anzuregen, liefen nun, wie es nicht anders zu erwarten war, allerlei andere Absichten her. Der politische Liberalismus hatte die Kraft der

Kirche und die Autorität, welcher die Geistlichkeit sich im Volke noch immer erfreute, vielfach als ein Hemmnis in seinen Bestrebungen kennen gelernt. Er hoffte nun auf dem gleichen Wege, auf welchem es ihm gelungen war, das autokratisch-monarchische Prinzip im Staate zu brechen und den Parlamentarismus anzubahnen, auch in die Kirche das Mehrheitsprinzip hineintragen und sie dadurch sich dienstbar machen zu können. Wir sehen deshalb sämmtliche evangelische Führer des politischen Liberalismus, so wenig sich die meisten derselben im übrigen um die Kirche und ihre Einrichtungen bekümmerten, auf Synoden und ähnlichen kirchlichen Versammlungen das Wort führen, so daß es oft schwer wurde, Landtags- und Generalsynodalverhandlungen auseinanderzuhalten.

Endlich hoffte der Rationalismus durch das Mehrheitsprinzip, welches vom staatlichen ins kirchliche Verfassungsleben übertragen wurde, und namentlich durch das Laienelement Bresche in den alten Glauben selbst schießen und an die Stelle des Apostolikums seine eigene Menschenweisheit setzen zu können; indem er das im Volke noch vorhandene Glaubensleben nach der eigenen Armut an biblischem Denken unterschätzte.

Die Erwartungen, welche man an die Einführung der Verfassung in die Kirche nach dem Muster des politischen Konstitionalismus knüpfte, traten nicht ein. Das kirchliche Verfassungsleben wirkte anders, als die einen gehofft, die andern befürchtet hatten. Der Hauptfehler in der Rechnung bestand darin, daß man wähnte, Kirche und Staat gleich behandeln zu können, daß man trotz aller Erfahrungen abermals in der Geschichte Weltliches und Geistliches, staatliches und kirchliches Leben nicht genug unterschied. In dem Wunsche, sich der apostolischen Gemeindeorganisation wieder zu nähern, übertrug man in einer wunderbaren Selbsttäuschung das staatliche Wahlsystem auf die Kirche und errichtete nicht auf der Gottesdienstgemeinde, nicht auf der Gemeinschaft der Gläubigen, ja nicht einmal auf der Zahl derer, die ein religiöses Leben in einem christlichen Wandel bekunden, das Verfassungsgebäude, sondern auf der breiten statistischen Masse derer, welche innerhalb der Kirchengemeinden geboren

wurden. Äußerst freigebig verteilte man Rechte an diese Gemeindeglieder, ohne von ihnen nur ein bescheidenes Minimum von Pflichterfüllung gegen ihre Kirche zu verlangen. Als im Jahre 1871 die badische Kirchenbehörde der Generalsynode einen Gesetzentwurf vorlegte, nach welchem derjenige, „der sich mit der bürgerlichen Eheschließung genügen läßt und die kirchliche Trauung nicht begehrt", und ebenso „der seine Kinder nicht taufen oder nicht konfirmieren läßt", vom Wahlrecht ausgeschlossen werden sollte, fiel diese Vorlage in der Synode, so daß Männer, welche in der angegebenen Weise ihre Verachtung gegen die Kirche bekundeten, nach wie vor ihr Wahlrecht in derselben auszuüben berechtigt blieben. Auf einer derartig gestalteten Wahlgemeinde eine Kirche errichten zu wollen, heißt gewiß auf den Sand bauen. Auch sonst bekundete sich der rein negative Geist, in welchem die liberalen Kreise die innere Lebenskraft der evangelischen Kirche stählen zu können wähnten. Als es sich z. B. in der Stadtgemeinde K. um Ergänzung der Kirchengemeindeversammlung handelte, traten die liberalen Wahlfaiseurs zur Aufstellung einer Vorschlagsliste zusammen und setzten einen sehr bekannten liberalen Beamten auf dieselbe; derselbe mußte aber gegen diesen Vorschlag protestieren, weil er — katholisch war. Die Thatsache, daß der Betreffende ein Führer des politischen Liberalismus und kein Kirchengänger war, hatte genügt, ihn als einen geeigneten Vertreter der evangelischen Gemeinde erscheinen zu lassen.

Freilich sind unsere Gemeinden derart, daß wenn man ein kirchliches Wahlrecht ihnen einmal geben will, die Ansprüche zur Befähigung der Ausübung dieses Rechts nicht zu hoch gespannt werden können; aber mehr hätte geschehen dürfen und wäre es auch nur zur Wahrung des Scheins gewesen. Wie mußte es regelmäßige Kirchengänger im tiefsten Herzen verletzen, wenn z. B. ein Mitglied der Kirchengemeindeversammlung bei einer Pfarrwahl öffentlich erklären konnte: „ich gehe zwar nie in die Kirche, aber gegen einen solchen Pietisten stimme ich!" Derartige Vorgänge waren in den siebziger Jahren an der Tagesordnung. Eine innere Unwahrheit zog durch das ganze kirchliche Ver-

fassungsleben, indem diejenigen evangelischen Staatsbürger, welche keine religiösen Bedürfnisse fühlten, welche die Gottesdienste nicht besuchten, welche nicht zum Tische des Herrn gingen, die positiven Gemeindeglieder majorisierten und tyrannisierten, ihnen freigeistige Pfarrer setzten und Lehrbücher einführten, die entweder doppelzüngig waren oder nur eine armselige Morallehre enthielten.

Wenn trotz aller dieser Mängel die Hoffnungen und die Befürchtungen, welche man an den Versuch, der Kirche durch eine der staatlichen nachgeahmte Verfassung aufzuhelfen, knüpfte, nicht eintraten, so vermögen wir darin nur die Gnade des Herrn zu erblicken, welcher immer noch im Regimente sitzt. Wohl wurde die kirchliche Autorität und das kirchliche Leben da und dort geschädigt, schöne Gebräuche abgeschafft, gute Agenden gegen schlechte vertauscht; aber die Citadelle unseres kirchlichen Lebens, das apostolische Glaubensbekenntnis, vermochte der Liberalismus nicht zu stürzen, wie er erwartet hatte. Alle seine Angriffe auf dasselbe scheiterten trotz seiner Macht an allerhand Bedenken, und bei vielen, welche auf die alte Kirchenlehre als auf ein Ammenmärchen herabgeblickt hatten, stieg die Achtung vor der inneren Lebenskraft derselben. Mit der gänzlichen oder relativen Lehrfreiheit wurde freilich auf gar mancher Kanzel nicht mehr das lautere Evangelium verkündigt; dafür konnte aber von nun an das Wort Gottes auch in einer Freiheit von positiven Männern verkündigt werden, wie niemals zuvor. Man darf dies wahrlich nicht gering anschlagen und die Zustände der sogen. alten guten Zeit nicht vergessen. Noch Anfang der fünfziger Jahre erhielt ein gläubiger Pfarrer im Badischen vom Großherzoglichen Ministerium eine Nase und eine Verwarnung, weil er auf der Kanzel die Realität des Teufels lehrte. Heute ist nach allen Seiten freie Bahn geschaffen und wer will so kleingläubig sein zu befürchten, daß in diesem freien Kampfe der Geister die Wahrheit unterliege? Freiheit in der Verkündigung des Wortes Gottes ist die Lebensluft der evangelischen Kirche im Kampfe gegen den Unglauben und gegen Rom, und daß wir dieses teuere, werte Gut dem Liberalismus zu verdanken haben, dürfen wir nicht vergessen. Und

noch eins haben wir der freisinnigen Verfassung zu verdanken. Es wurden durch die scharfe Kritik des Liberalismus, wie wir zugestehen müssen, manche wirklich vorhandene Schäden in unserem kirchlichen Leben aufgedeckt, und in erster Reihe hierbei der Mangel an einem wahrhaften und warmen Interesse unserer Gemeinden an ihrer Kirche. In früheren Zeiten, in welchen es zum guten Ton gehörte, mindestens einmal im Jahre das heilige Abendmahl zu genießen und ähnliche Gebräuche einzuhalten, konnte man, namentlich die Geistlichkeit, sich über die Temperatur in der Gemeinde täuschen. Heute ist jeder Schleier weggezogen und das enthüllte Bild zeigt uns gerade in unseren Verfassungsgemeinden eine große Gleichgültigkeit gegen die Kirche.

Diese Gleichgültigkeit zeigt sich schon bei den kirchlichen Wahlen, bei nichts aber so handgreiflich als bei der Frage der Kirchensteuer. Unser Zeitalter ist im allgemeinen opferwillig; es hat das Spenden von freiwilligen Gaben zu allerlei Zwecken gelernt. Nicht nur zu Zwecken des Vergnügens und der Genußsucht, sondern ganz wesentlich auch zu milden, wohlthätigen Zwecken, auch zur Bestreitung der Ausgaben religiös erbauender kleiner Gemeinschaften werden im evangelischen Deutschland jährlich großartige Summen freiwillig gegeben; aber für die Kirche als solcher, z. B. für Erhaltung oder Neubau von Gotteshäusern, Pfarrwohnungen, Pfarrgehalten u. dgl. ist die Geneigtheit zu Geldopfern, wie im allgemeinen — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — geklagt wird, eine sehr geringe. Bei den Verhandlungen unserer verfassungsmäßigen Synoden war man wiederholt vor die Notwendigkeit gestellt, der Frage einer obligatorischen oder freiwilligen Kirchensteuer näher zu treten. Hierbei waren es hauptsächlich die liberalen Abgeordneten, welche mit allem Nachdruck vor der Einführung einer solchen warnten. Sie sprachen vielfach die Befürchtung uus, daß man mit einer Kirchensteuer die Leute zur Kirche hinausjage, daß zahlreiche Kirchenglieder lieber aus dem Kirchenverbande ausscheiden, als eine wenn auch noch so bescheidene Kirchensteuer bezahlen würden. Den Einwand, daß eine Ausweisung aus der Kirche mit der Verweigerung der

Steuer nicht zu verbinden sei, daß die Nichtzahlung derselben höchstens ein Ruhen des Wahlrechts zur Folge haben würde, ließ man auf liberaler Seite nicht gelten, indem man wohl mit Recht befürchtete, daß alsdann die indifferenten Gemeindeglieder das Wahlrecht verlören und nur noch die „Pietisten" d. h. die regelmäßigen Kirchengänger und warme Christen ihr Wahlrecht sich erhielten. Welche Gefahr aber hiermit für die liberale Sache innerhalb der Kirche verbunden sein würde, liegt auf der Hand. Daß diese Befürchtungen nicht ganz unbegründet sind, zeigt recht schlagend ein Vorgang in Karlsruhe. Obwohl die Einwohnerzahl dieser Stadt seit Beginn dieses Jahrhunderts sich mehr als verfünffacht hat und trotz eines dringenden Bedürfnisses nach mindestens einer weiteren Kirche, sind wohl seit jener Zeit die schönsten Neubauten zu allerlei Zwecken in ihr entstanden, nur zu einer neuen Kirche ist es bis vor kurzem noch nicht gekommen. Seit Jahren suchte man auf jegliche Weise die nötigen Mittel zu einer solchen aufzubringen, aber lange vergeblich. Der Kirchengemeinderat hatte eine kleine Kirchensteuer, welche in einem prozentischen Verhältnisse zur Staatssteuer stehen und bei welcher das kleine Einkommen gänzlich frei bleiben sollte, durchzuführen gesucht, stieß aber dabei auf den nachdrücklichsten Widerspruch in den vermöglichen Kreisen. Man würde sich irren, wenn man daraus auf einen mangelnden christlichen Sinn in dem evangelischen Teil der Stadt schließen wollte. Mit Leichtigkeit brachten die positiv gesinnten Gemeindeglieder die Mittel zum Bau eines Vereinshauses mit einem sehr schönen und geräumigen Vereinssaale zusammen, von anderen großen Opfern für christliche Zwecke gar nicht zu reden.

Die Ursache für diese Abneigung vor einer Kirchensteuer liegt zum Teil darin, daß man durch die jahrhundertlange enge Verbindung von Staat und Kirche die Bestreitung der Bedürfnisse der letzteren einfach als eine Sache des Staats anzusehen sich gewöhnt hat und deshalb in einer Kirchensteuer nichts anderes als eine verkappte Erhöhung der Staatssteuer erblickt. Zum anderen und größeren Teil liegt aber die Ursache doch in der

weitgehendsten Gleichgültigkeit des größten Teils der verfassungsmäßigen Kirchengemeinde der Kirche und allem kirchlichen Leben gegenüber. Die weitesten, und zwar vielfach die gebildeten und vermöglichen Kreise haben gelernt, ohne Kirche zu leben und besitzen deshalb kein Verständnis für das Bedürfnis nach Gotteshäusern und Gottesdiensten. Die positiven Gemeindeglieder haben aber wenig Neigung, zum Bau eines Gotteshauses zu steuern, in welchem nach dem Beschluß einer liberalen Mehrheit in der verfassungsmäßigen Kirchengemeindevertretung ein rationalistisch gesinnter Pfarrer seine Weisheit von der Kanzel zu verkündigen berufen würde. Dies sind nicht eben nur die Verhältnisse in Karlsruhe, sondern das ist der Thatbestand in allen unseren evangelischen Verfassungskirchen, und dieser Thatbestand beweist, daß unsere Gemeinden, wie sie heute sind, nicht die gesunde Grundlage für eine Kirchenverfassung abgeben, welche sich auf dem Mehrheitsgrundsatz aufbaut. Die Mehrheiten in unseren Gemeinden haben es verlernt, die Sache der Kirche als *ihre* Sache anzusehen. Unsere Kirchenverfassungen gehen von einer falschen Voraussetzung aus; sie errichten ein prachtvolles Gebäude bis zur höchsten Turmspitze, während es notthut, erst für ein gutes Fundament in der Neubelebung unserer Gemeinden zu sorgen.

Im scharfen Gegensatze zu dem liberalen Versuche, durch eine auf dem Mehrheitsprinzipe aufgebaute Verfassung und damit durch Anpassung der kirchlichen Lehre und der kirchlichen Einrichtungen an den modernen Zeitgeist, unserer Kirche zu einer freudigeren Lebensentfaltung zu verhelfen, glaubt eine andere Richtung dieses Ziel durch Schaffung einer *bischöflichen Kirche* und zwar unter gleichzeitiger möglichster *Trennung vom Staate* erreichen zu können. Wir gelangen hiermit zu dem bekannten *Antrage Hammerstein*. Da derselbe eine unge-

wöhnliche Bewegung hervorgerufen hat, müssen wir uns mit ihm eingehender beschäftigen. Der Wortlaut dieses Antrags, welcher vom Freiherrn v. Hammerstein im preußischen Abgeordnetenhaus gestellt wurde, spricht in schlichter Form den an und für sich gewiß nicht unbilligen Wunsch aus: „Die königliche Staatsregierung wolle das Geeignete wahrnehmen, daß, bei der Wiedergewährung größerer Freiheit und Selbständigkeit an die römisch-katholische Kirche, auch der evangelischen Kirche ein entsprechend größeres Maß von Freiheit und Selbständigkeit und reichere Mittel zur Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse gewährt werden." Der Antrag geht von der Thatsache aus, daß der für das christliche Volksbewußtsein unheilvolle Kulturkampf eingestellt worden. Eine der zahlreichen Unbilligkeiten, welche dieser planlos geführte Kampf mit sich brachte, bestand darin, daß man, um in dem paritätischen Lande den Schein gleichmäßiger Gerechtigkeit gegen die beiden christlichen Konfessionen zu wahren, alle Fesseln, womit man die katholische Kirche zu binden für nötig fand, auch der am ganzen Streite durchaus unschuldigen evangelischen Kirche auferlegte. Plötzlich wurde mit Rom Frieden geschlossen, wobei man zu dem bisher nicht dagewesenen Mittel griff, in der Person des Fuldaer Bischofs Kopp zwar nicht der Form, aber der Thatsache nach einen päpstlichen Legaten in das Herrenhaus zu ernennen. Rom steht als Sieger da; die katholische Kirche erfreut sich einer Freiheit, eines Ansehens, eines Einflusses in Deutschland wie seit langen Jahrhunderten nicht mehr, indem bei nahezu jeder wichtigen politischen Frage die Person und die Wünsche des Papstes in den Vordergrund gestellt werden. Da wagt es Freiherr von Hammerstein in der bescheidensten Weise, wie obiger Wortlaut zeigt, darum zu bitten, daß man nun auch der evangelischen Kirche, welche mit ihrer katholischen Kollegin wegen der Ausschreitungen der letzteren im Kulturkampfe mitgestraft wurde, nun auch etwas von der freien Bewegung bewilligen wolle, welche man dieser im reichsten Maße eingeräumt hatte. Der Antrag spricht nur von „größerem Maße", von „reicheren Mitteln", ohne ein gewisses Maß selbst zu fordern, er bewegt sich

so sehr in den Schranken der bescheidenen Billigkeit, daß man eine freundliche Aufnahme bei den maßgebenden Stellen als selbstverständlich hätte erwarten dürfen. Auch die Erläuterungen, welche der Antrag in der Kreuzzeitung, dem Organ des Freiherrn von Hammerstein, erhielt, und ebenso die Ergänzung und die Begründung des Antrags durch den von Herrn v. Kleist-Retzow im Herrenhaus vorgelegten Gesetzentwurf halten sich durchaus in den Schranken des parlamentarisch Zulässigen. Manche dieser Forderungen sind in anderen deutschen Landeskirchen, wie in Baden, längst zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllt und durchgeführt, so die Artikel 1, 2 und 3 des Kleistschen Entwurfs, nach welchen das Staatsministerium und die Kammern bei weiteren Abänderungen der synodalen Einrichtungen oder bei neuen Kirchengesetzen oder bei Veränderungen der Organisation der kirchlichen Verwaltungsbehörden, nicht mehr mit zu sprechen haben sollen. Nach Art. 4 soll bei Berufungen in kirchenregimentlichen Angelegenheiten an Stelle der Mitwirkung des Kultusministers nur ein Einspruchsrecht des letzteren treten, und nur Art. 5 geht etwas weiter, indem derselbe fordert, daß eine durch ein Kirchengesetz beschlossene höhere Umlage der Bestätigung durch ein Staatsgesetz nicht mehr bedürfen soll. Jedenfalls ist aber auch diese Frage diskutabel und hindert nicht eine wohlwollende Aufnahme des gesamten Antrags.

Statt dessen wurde demselben durch die liberalen Parteien und ihre Organe mit einem wahren Sturm der Entrüstung und durch die Regierungsorgane mit einer Mißachtung begegnet, wie noch kaum je einem aus dem sozialdemokratischen Lager hervorgegangenen Antrage. Er rief eine ungewöhnliche Bewegung in allen evangelischen Kreisen hervor. In der Tagespresse, in Broschüren und auf Versammlungen wurde mit Eifer Stellung für und gegen denselben genommen. Mit leichtem Geschütze gingen zunächst die Zeitungen vor, indem sie in ihrer liberalen Mehrheit den konservativen Antrag mit Schlagwörtern wie „hierarchischen Gelüsten", „orthodoxer Unduldsamkeit" u. dgl. tot machen zu können wähnten. Es offenbarte sich hierbei jene Oberflächlichkeit

im Wissen und Denken, welche den meisten Redakteuren, als den geistigen Leitern unseres Volks, auf kirchengeschichtlichem und kirchenpolitischem Gebiete eigen ist. Diesen Leichtbewaffneten folgte alsbald in kirchlichen Zeitschriften und in selbständigen Abhandlungen das von studierten Kirchenmännern geführte schwere Geschütz. Wir wollen hiervon nur zwei nennen. Professor Beyschlag griff zunächst den Antrag in einer besonderen Streitschrift an*), indem er namentlich vor der Schaffung eines Bischofamts warnt, das seine Gewalt nicht aus der Gemeinde, sondern aus dem königlichen Kirchenregimente ableiten würde. Das gewichtigste Wort in der Frage sprach wohl der Nestor in der Kirchenpolitik, Inspektor Dr. Fr. Fabri in einer „Wie weiter" betitelten Abhandlung**). In der Tendenz stellte er sich durchaus freundlich zum Antrage, erachtete ihn aber in der Fassung, welche er in dem Kleistschen Gesetzentwurfe gefunden, für „durchaus ungenügend" und „unter den heute gegebenen Verhältnissen nicht annehmbar". Da er aber die Absicht des Antragstellers freudig begrüßt, formuliert er eigene Forderungen, welche eine förmliche Lösung der evangelischen Kirche vom Staate einleiten sollen.

Für die parlamentarischen Kreise des preußischen Landtags bildete der Antrag einen Gegenstand peinlicher Verlegenheit. Eine Zeit lang schien er selbst den Zusammenhalt der eigenen Partei des Antragstellers zu bedrohen. Die Beratung über die unbequeme Frage wurde im Abgeordnetenhaus künstlich hinausgeschoben, bis dasselbe beschlußunfähig war und auseinander ging. Anders war der Verlauf im Herrenhaus, wo Herr v. Kleist-Retzow, der feurige Kreuzritter in weißen Haaren, die Hammersteinsche Resolution vertrat und die große Mehrheit dieselbe annahm. Aber in hohem Grade auffallend verhielt sich hierbei die Staatsregierung. Im Augenblick, da der Antrag zur Verhand-

*) „Die größere Freiheit der evangelischen Kirche nach römischem Muster. Ein Warnungswort an das protestantische Preußen" von Dr. W. Beyschlag. Halle 1886.

**) „Wie weiter? Kirchenpolitische Betrachtungen zum Ende des Kulturkampfs von Friedrich Fabri. Gotha 1887."

lung kommen sollte, verließen die anwesenden Minister und Regierungskommissäre in corpore den Sitzungssaal und zwar auf Beschluß des Staatsministeriums. Je kühler das Vorgehen des Herrn v. Hammerstein in politischen Kreisen aufgenommen wurde, desto wärmer wurde es von der Mehrzahl der protestantischen Geistlichkeit und kirchlich gesinnter Laien begrüßt. Die Bewegung steigerte sich auf Pastoral- und Synodalversammlungen zu hoher Begeisterung und es wehte ein Sturm von Zustimmungsadressen über die preußischen Provinzen an den Antragsteller.

Der schlichte Wortlaut und die zunächst geäußerten, bescheidenen und größtenteils erfüllbaren Wünsche des Antrags erklären nicht die Größe der Bewegung auf freundlicher und gegnerischer Seite. Diese Bewegung hat ihren tiefsten Grund in jener mangelnden Befriedigung, von welcher wir oben sprachen und welche namentlich auch in kirchenpolitischer Beziehung in kirchlich gesinnten Kreisen bei einem Vergleich zwischen den beiden christlichen Kirchen herrscht. Wie die einen nach Freiheit der Lehre, andere nach Freiheit von kirchlicher Form, wieder andere nach freier Entfaltung christlicher Liebeskraft streben, so ringen manche für ihre evangelische Kirche nach Freiheit von allen staatlichen Fesseln. Dieses Verlangen nach *Selbständigkeit*, nach Lösung der Bande, welche Staat und Kirche seit der Reformation verknüpfen, mußte durch den Verlauf des Kulturkampfs und namentlich durch sein überraschendes Ende bei den Protestanten genährt werden. *Trennung von Staat und Kirche* ist ursprünglich ein liberaler Gedanke. Wo der Liberalismus, von Opportunitätsrücksichten ungetrübt, in seinem idealen Streben uns entgegentritt, da nimmt er stets diesen Gedanken in sein Programm auf. Im großen Maßstab hat er ihn in den nordamerikanischen Unionsstaaten praktisch durchgeführt und zwar daselbst zur allgemeinen Befriedigung. Bei dem Mangel geschichtlich gegebener Verhältnisse, bei der individuellen Freiheit der einzelnen, welche die Grundlage des dortigen öffentlichen und privaten Lebens bildet, ließen sich beide Gebiete, das staatliche und kirchliche, ohne allzu große Schwierigkeiten, ohne gewaltsames Eingreifen in bestehende Verhältnisse trennen

und getrennt erhalten. Anders liegen freilich die Verhältnisse bei uns, wo von der Reformation an die Staatskirchen mit ihrem landesfürstlichen Summepiskopat sich in der Anschauungsweise des Volkes vom Throne bis zur Hütte tief eingewurzelt und eingelebt haben. Aber auch hier hat der Liberalismus, so lange er in jugendlicher Idealität stand, den Gedanken der Trennung von Staat und Kirche vertreten*), während die konservative Richtung bis zum Kulturkampf für die Erhaltung der staatlichen Kirchenhoheit wirkte, welche z. B. der bekannte konservative Führer und Staatsrechtslehrer Stahl so weit ausdehnen wollte, daß der Staat die kirchlichen Anordnungen nicht nur inbezug auf die öffentliche Wohlfahrt, sondern auch dahin zu prüfen haben sollte, ob dieselben in der religiösen Wahrheit begründet und auch kirchlich gerechtfertigt seien**). Mit dem Kulturkampfe wechselten hierin beide Parteien ihre Rollen: die Liberalen befördern seitdem die Staatsomnipotenz auch der Kirche gegenüber; die Konservativen suchen dieselbe von der staatlichen Bevormundung zu befreien.

Diese Wandlung in der Anschauungsweise läßt sich sehr deutlich im Großherzogtum Baden verfolgen, das man ja schon den deutschen Experimentierstaat genannt hat. Als im Jahre 1860 das Konkordat durch die liberale Landtagsmehrheit zu Fall gebracht war und das in der That freisinnige Ministerium Lamey mit einem idealen Liberalismus die Leitung des Staates übernommen hatte, da sprach das neue Kirchengesetz vom 9. Oktober desselben Jahres die Trennung von Kirche und Staat im Grundsatze, wenn auch zunächst mehr theoretisch aus und bestimmte: die Kirchen „ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten frei und selbständig". Wie ein schöner Jugendtraum verrauschte aber diese wahrhaft liberale Strömung, um unter dem Ministerium Jolly der Sonnenglut des Kulturkampfes Platz zu machen. Wollte man unter Lamey den Staat vor den Eingriffen der Kirchen

*) Siehe z. B. Bluntschli in der ersten Auflage seines „Allgem. Staatsrechts" von 1852.

**) Stahl, Kirchenverfassung der Protestanten, S. 109.

schützen, so ging man jetzt zum Angriff über und versuchte den Lebensnerv derselben zu unterbinden. Man ließ den schönen Satz, daß die Kirchen ihre Angelegenheiten frei und selbständig ordnen und verwalten sollten, stehen, griff aber thatsächlich durch die Staatsorgane tiefer in ihr Lebensgebiet ein, als es je früher geschehen war. Aus den Kirchendienern wollte man unter anderem nach dem Muster der französischen Revolution nicht dem Namen, aber dem Wesen nach Zivilbeamte stempeln, indem man sie einerseits einer staatlichen Prüfung unterwarf und anderseits bei der Kleinheit ihrer kirchlichen Bezüge ihnen staatliche Zuschüsse nur auf Wohlverhalten gewährte. In ähnlicher Weise wurde in anderen Fragen vorgegangen. Wie in Baden war der Verlauf auch anderwärts. Kein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen die kirchlich gesinnten Elemente — und diese fand man nahezu ausschließlich in den konservativen Reihen — ihre alte Lehre von der Kirchenhoheit des Staates in der Schärfe, wie sie noch von Stahl vertreten wurde, als unbequem empfanden und nunmehr die Trennung der Kirche vom Staate, die Herstellung einer Volkskirche an Stelle der Staatskirche zu rühmen begannen; während umgekehrt die Liberalen die Allgewalt des Staats auch den Kirchen gegenüber auf ihr Panier schrieben. Je mehr es sich im weiteren Verlaufe des Kulturkampfes zeigte, daß der plan- und prinzipienlos begonnene Kampf, anstatt den katholischen Klerus vom katholischen Volk zu lösen, beide enger vereinigte und das Papsttum stärkte, desto mehr nahm die Verstimmung in den kirchlich gesinnten Kreisen des evangelischen Volkes überhand. Endlich ging Rom als Sieger aus dem Kampfe hervor; man huldigte dem Papste vonseiten der Staatsorgane, die Bischöfe wurden wie souveräne Fürsten gefeiert; der Einfluß der katholischen Kirche stieg zusehends im sozialen und öffentlichen Leben, — und die evangelische Kirche wird als Aschenbrödel, wo sie sich zu regen wagt, barsch zurückgewiesen. Das empfindet das evangelische Volk mit Schmerz; eine gewisse Erbitterung darüber bemächtigt sich bemerklich der Gemüter und vernehmlicher erhebt sich das Verlangen nach Selbständigkeit der Kirche, um im freien Geisteskampfe mit Rom wett-

eifern zu können. Zum öffentlichen Ausdruck in einer anerkannten Volksvertretung war aber dieses tiefgehende Gefühl des evangelischen Volkes bisher nirgends gelangt. Freiherr v. Hammerstein that diesen Schritt mit seinem Antrage, und daraus erklärt sich die große Bewegung, welche er hervorrief; denn daß die Tendenz und die Konsequenz des Antrags die Herstellung einer vom Staate unabhängigen evangelischen Kirche mit einer bischöflichen Spitze waren und sein mußten, lag auf der Hand.

Man war somit durch den Hammersteinschen Antrag vor die große, schwere und tiefeinschneidende Prinzipienfrage der Trennung der Kirche vom Staate gestellt, eine Frage, an welcher unsere Staatsrechtslehrer und unsere Kirchenpolitiker schon vielfach, ohne eine befriedigende Antwort gefunden zu haben, sich abgemüht haben. Es liegt in unserer unphilosophischen Zeitrichtung, sich nicht gern in verwickelte und schwierige Prinzipienfragen zu vertiefen; man zieht es vor, nach augenblicklichen Konstellationen — vielleicht auch nach augenblicklichen Gefühlen — von Fall zu Fall zu entscheiden. Die geniale Art, in welcher unser großer Reichskanzler in dieser Weise, gleichsam aus dem Handgelenke, das Staatsschiff mit festem Blick und starker Faust zwischen Scylla und Charybdis hindurch steuert, ist dafür Vorbild geworden. Man vergißt aber hierbei, daß nicht jeder Staatsmann das Zeug eines Fürsten Bismarck an sich trägt, um im gegebenen Augenblick das Schiff mit schroffster Wendung zu schwenken; man vergißt dabei auch den großen inneren Unterschied zwischen rein politischen Fragen, welche nur nach augenblicklichen Machtverhältnissen zu entscheiden sind, und kirchlichen Fragen, bei welchen das religiöse Volksbewußtsein im Spiele ist und man sich zu hüten hat, die Gewissen nicht durch kühne Sprünge zu verwirren. Wie verhängnisvoll bei derartigen Fragen Handlungen nach augenblicklichen Opportunitätsrücksichten, ohne einen großen, klar durchdachten Plan werden können, zeigt deutlich genug der Verlauf des Kulturkampfes, in welchem man Schritt für Schritt durch äußere Verhältnisse und durch Worte und Thaten der Gegner sich bestimmen ließ und schließlich zu Zielen gelangte, die man

anfangs selbst nicht wollte und von welchen nur wieder in zwölfter Stunde der elastische Geist des Reichskanzlers lösen konnte, indem er über die Häupter des Zentrums hinweg plötzlich Leo XIII. die Hand reichte. Das Verdienst muß man den Konservativen lassen, daß sie allein im Kulturkampfe nicht geschwankt, sondern von Anfang an die Schäden dieser Art von Kriegführung gegen Rom durchschaut haben, weil sie eine grundsätzliche Stellung zum Kulturkampfe eingenommen haben.

Der Gegenstand, welchen der Antrag Hammerstein angeregt hat, besitzt in unseren Augen noch eine größere Bedeutung für das gesamte deutsche Volksleben, für die Entwickelung des deutschen Geistes und für die Lösung der großen Aufgabe, welche dem deutschen Volke in der Geschichte der Menschheit geworden ist, als der Kulturkampf gegen Rom. Die Frage über die Selbständigkeit der evangelischen Kirche muß nicht von heute auf morgen beantwortet werden; aber nur von Fall zu Fall läßt sie sich auch nicht behandeln. Sie bedarf der fortgesetzten Besprechung zu ihrer Klärung. Deshalb war es zu bedauern, daß sowohl das preußische Abgeordnetenhaus als die preußische Staatsregierung derselben auswichen; an eine endgültige Entscheidung dachte ja niemand. Zu dem ablehnenden Verhalten trug außer dem Widerwillen gegen Prinzipienfragen das für Politiker unbehagliche Gefühl bei, daß es sich bei der angeregten Frage nicht sowohl, wie beim Kulturkampfe, um das Messen zweier vorhandener Kräfte handle, die sich heute bekriegen und morgen versöhnen können, sondern vielmehr um das Freimachen einer dritten geistigen Großmacht, der evangelischen Kirche, deren ganze innere Kraft bei ungehemmter Entfaltung sich nicht übersehen läßt. Die Staatsmänner, welche über die Existenz der päpstlichen Kirche seit Jahrhunderten genug zu seufzen haben, zeigen wenig Neigung, der evangelischen Kirche zu einer ähnlichen Stellung zu verhelfen. War doch dieselbe in ihrer Verbindung mit dem Staate stets gar bequem; sie bereitete dem Staate kaum Verlegenheiten, und wenn dies geschah, so genügte ein strammes Wort von oben.

Während die einen so denken, unterschätzen die anderen die

geistige Macht, welche in der evangelischen Kirche liegt und von ihr auf unser Volk ausgeht. Ja, die geschlossene katholische Kirche mit ihrer päpstlichen Spitze, mit ihren fürstlichen Bischöfen, ihrer disziplinierten Priesterschaft, mit ihren wohlorganisierten Orden imponiert den politischen Weltmenschen, so daß auch selbst evangelische Staatsmänner ihr eine gewisse Sympathie nicht versagen können. Was will dieser gegenüber die arme, zerrissene, evangelische Kirche? Sie erscheint der Welt als eine Winkelsache enger Kreise ohne größere Bedeutung für die Allgemeinheit, kaum verwendbar im Kampfe des Staates gegen das gewaltige Rom. Wie viele evangelische Männer, welche im öffentlichen Leben ein großes Wort mitzureden haben, urteilen so über ihre eigene Kirche, ohne eine Ahnung der göttlichen Geisteskräfte zu besitzen, die von ihr ausströmen!

Wir, die wir unsere teuere evangelische Kirche besser kennen und der Überzeugung leben, daß sie allein unser deutsches Volk zur Lösung seiner hohen Aufgabe in der Völkerfamilie befähigt, treten auch mit anderen Gefühlen jener Prinzipienfrage entgegen. Sie ist uns eine Frage, über welche wir uns Klarheit verschaffen wollen. Treten wir an sie heran, so wollen wir sie — um mit Fabri zu reden — weder kirchlich, noch politisch, aber auch nicht wie er kirchenpolitisch, zu lösen suchen, sondern in aller Einfalt einfach christlich, d. h. möglichst im Geiste des Evangeliums und der Lehren der Apostelgeschichte und der Entwickelung der christlichen Kirche. Im Begriff „Politik" liegt uns nämlich zu sehr das Abwägen von äußeren und äußerlichen Machtverhältnissen nach menschlichen Klugheitsregeln, welche in der Geschichte der Kirche Jesu Christi vielfach zuschanden wurden. Wir finden beim Studium dieser Geschichte, daß das, was man Kirchenpolitik nennt, bis jetzt äußerst wenige brauchbare Früchte gezeitigt hat, wohl aber sehr häufig trotz bester Absicht der Kirche geschadet hat. Die Kirche will mit anderem Maße beurteilt werden, als ein Staat oder eine politische Gemeinde; weil ihre wahre Kraft niemals in ihrer äußeren Machtstellung, sondern einzig und allein in dem göttlichen Geiste liegt, der sie durchweht. Für kirchliche

Fragen gilt heute noch, was 1 Kor. 1 von der Weisheit der Welt zu lesen ist, die der Herr zur Thorheit macht. Der im Gefängnis an den römischen Legionssoldaten angefesselte Paulus erobert seinem Herrn die Welt; die von Konstantin zur Weltherrschaft erhobene Kirche verliert ihre Missionskraft. Wer Augen für göttliche Führungen hat, kann dasselbe Gesetz aus der Geschichte der evangelischen Kirche, namentlich auch dieses Jahrhunderts gar wohl erkennen. Wohl muß der Freund der Kirche für sie nach Macht streben und sie über weiteste Gebiete auszubreiten suchen; aber die Macht, die er anstrebt, ist eine innere Kraft und über die Völkergebiete soll die Kirche nicht äußerlich herrschen, sondern in ihnen als dienende Magd die Herzen dem Herrn Jesu gewinnen. Auf diesem Wege von unten nach oben wirkt sie ins große und wird zu einer Macht im Völkerleben, und je mehr dies geschieht, wird sie auch äußerlich an Ansehen wachsen. Unsere Kirchenpolitiker wollen meist den umgekehrten Weg einschlagen und verlangen für die Kirche eine hoheprieſterliche Stellung im Staat, um dadurch von oben herunter eine Macht im Volk und in den einzelnen Herzen an sich zu reißen. Wir erachten diesen Weg als den unrichtigen und deshalb sagen wir, daß wir die Frage der Selbständigkeit unserer evangelischen Kirche nicht vom kirchenpolitischen, sondern vom schlicht christlichen Standpunkt prüfen wollen.

Von diesem Standpunkte aus werfen wir hierzu zunächst die rein praktische Frage auf, worin der Nachteil für unsere evangelische Kirche Deutschlands in ihrer bisherigen Verschmelzung mit dem Staate und in ihrer Unterstellung unter die Landesfürsten als ihren obersten Bischöfen bestehe. Zunächst werden die Angelegenheiten der Kirche durch eine staatliche Behörde, z. B. durch ein Kultusministerium, leicht zu sehr nach staatlichen Gesichtspunkten geregelt, die, wie wir gesehen haben, auf eine rein geistliche Anstalt, wie die Kirche, keine Anwendung finden sollten. An die Stelle eines freien lebendigen Geistes, welcher den Lebensatem jeder kirchlichen Gemeinschaft bildet, wird der Geist des Bureaukratismus nach dem Buchstaben formell korrekt, aber

geistig tötend die Geschäfte erledigen. Hierzu tritt der größere Übelstand, daß jeder Wechsel in der politischen Strömung bei der Regierung sich auch in der Leitung der Kirche bemerklich macht, während dieselbe über diesen erhaben, den Beruf besitzt, mildernd und versöhnend, nach Umständen als schützender Wall hemmend gegen derartige politische und soziale Aufwallungen zu wirken. Auch da, wo die Kirche wie in Baden den staatlichen Organen gegenüber ziemlich selbständig gestellt ist, wo aber das landesherrliche Summepiskopat noch besteht, wird dieser Übelstand sich stets etwas geltend machen, weil der Landesfürst die Kirche nicht nach anderen Grundsätzen als den Staat lenken wird.

Es sind dies unbestreitbare Schattenseiten der von Luther herrührenden Organisation unserer evangelischen Landeskirchen. Im großen ganzen werden aber diese Nachteile vielfach überschätzt. Die Erfahrung lehrt, daß auch rein kirchliche Behörden der Gefahr, bureaukratisch zu verknöchern, ausgesetzt sind, und eigentümlicherweise hat häufig unsere Kirche bei politischen Strömungen, welche ihr nachteilig, ja geradezu feindlich zu sein schienen, am meisten wahres Leben und erweckende Kraft bewiesen, und umgekehrt beobachten wir in hochkonservativen und kirchlich-strengen Perioden häufig einen Niedergang des religiösen Lebens in der Masse des Volks. Wir begegnen in der deutschen Geschichte kaum einem Zeitabschnitte, in welchem in den weitesten, das politische Getriebe beherrschenden Kreisen eine so ausgesprochene und zum Teil bewußte kirchenfeindliche Richtung waltete, wie in den 70 Jahren unseres Jahrhunderts. Nicht allein ist aber die Kirche aus dieser Epoche nicht geschädigt hervorgegangen, sondern wir beobachten seit dieser Zeit ein neues Aufwachen ihrer Glieder, ein neues Interesse für ihre Sache, ein neues Leben in ihren Adern. Der beste Beweis hierfür ist der Antrag Hammerstein mit der durch ihn veranlaßten Bewegung selbst. Wann ist aber außerdem seit der Reformation das Wort Gottes so fleißig und so warm verkündigt worden, und wann

offenbarte sich ein reicheres Leben der christlichen Liebe, als seit jener Zeit? Und hat nicht der Liberalismus mit seinen Gesetzen, welche von orthodoxer Seite bekämpft wurden, vielfach selbst freie Bahn für eine Entfaltung dieses kirchlichen Lebens geschaffen? Du kannst das Wort Gottes, wo du willst, frei und ungehemmt, in der Kirche, auf Versammlungen, auf der Straße, im Wirtshaus verkündigen; du kannst Vereine zur Erfüllung der verschiedensten kirchlichen Zwecke gründen, und von dieser doppelten Freiheit wird der weitgehendste Gebrauch gemacht. Hiermit sollen wahrlich nicht die oben genannten Nachteile der Verschmelzung der Kirche mit dem Staate geleugnet werden; nur das wollen wir hiermit sagen, daß diese Nachteile theoretisch vielfach schlimmer erscheinen, als sie sich in der Praxis gestalten.

Der Hauptübelstand jener Vermengung scheint uns wo anders zu liegen. Dadurch daß seit drei Jahrhunderten der Staat die Angelegenheiten der evangelischen Kirche regelte, für ihre Bedürfnisse sorgte, in alle ihre inneren Fragen hineinsprach, hat sie an ihrer Volkstümlichkeit eingebüßt; sie ist auch im Bewußtsein der Masse ihrer Angehörigen zu sehr Staatskirche und zu wenig Volkskirche geworden. Sie erscheint dem Volke vielfach nicht anders als die staatlich organisierte Justiz, das Militärwesen, die Staatsverwaltung. Die einzelnen evangelischen Staatsbürger betrachten ihre Kirche nicht genug als ihre eigene Sache, für welche sie unter allen Umständen einzutreten haben, und damit begegnet der Kirche das Schlimmste, was einer Kirche begegnen kann: sie wurzelt und lebt nicht mehr genug in den Herzen ihrer Gemeindeglieder. Wie sehr dieses thatsächlich der Fall ist, beweist das, was wir weiter oben über die Kirchensteuer gesagt haben. Sektirer betrachten ihre Sekte als ihre persönliche Sache; Stundenhaltern erscheint ihre Gemeinschaft als eine Sache, für die jeder einzelne mit ganzer Verantwortlichkeit zu sorgen habe; aber unsere evangelischen Landeskirchen schweben vielfach — nicht überall und immer — über den Häuptern ihrer Kinder als ein abstrakter Begriff. Weil dem so ist, und weil wir

kein freudigeres Gedeihen der Kirche uns denken können, so lange sie nicht wieder volkstümlicher wird, verlangen wir ein sachtes, allmähliches Lösen der Bande, welche sie an die Staatsorganismen fesseln.

Wir betonen hierbei die Worte „sacht" und „allmählich", und wissen uns dabei in Übereinstimmung mit dem Antrage Hammerstein, welcher ja auch nur von einem größerem Maß von Freiheit und Selbständigkeit und nicht von einer vollständigen Trennung von Kirche und Staat spricht. Eine sofortige, plötzliche und unvermittelte Lösung dieses dreihundertjährigen Verhältnisses würde für unsere Kirche geradezu verhängnisvoll wirken. Eine freie Kirche bedarf eine feste und breite Grundlage in den Herzen des Volks. Wie die Kirche ihre Volkstümlichkeit nur in ihrer stufenweisen Freimachung von den staatlichen Banden wieder gewinnen kann, so bildet auch umgekehrt ihre Volkstümlichkeit die Vorbedingung für ihre Selbständigkeit. Mit einem Worte: unser evangelisches Volk muß wieder zu einer sich bewußten Kirchengemeinde erzogen werden. So wie die Verhältnisse heute liegen, würde eine vom Staate absolut getrennte Kirche haltlos und bodenlos in der Luft schweben, namentlich in Preußen, wo eigentlich noch die ersten Schritte für die Selbständigkeit der Kirche zu thun sind. Heute wäre sie noch nicht imstande, auf einem soliden Fundamente durch alle nötigen Organe der Selbstverwaltung und der Selbstregierung sich zu einer allen inneren und äußeren Stürmen trotzenden Burg aufzubauen. Sie würde der Spielball kirchlicher Parteien werden und schließlich Rom in die Arme fallen.

Das Vorhandensein der verschiedenen, sich mehr oder weniger schroff gegenüberstehenden Richtungen innerhalb unserer Kirche würde eine sofortige, absolut selbständige Kirche mit einer bischöflichen Spitze vor der Hand noch sehr erschweren. Mit der bisherigen Bevormundung durch den Staat in den meisten Verwaltungs- und Organisationsfragen hängt es zum Teil zusammen, daß unsere evangelische Geistlichkeit bei einem hohen Bildungsgrade sich mehr mit der Lehre als mit dem Leben beschäftigte

und dadurch vielleicht mehr dazu beitrug, jene Spaltungen innerhalb unserer Kirche zu erhalten, als sie zu überbrücken und zu versöhnen. So kommt es, daß unsere hervorragendsten Geistlichen gleichzeitig Führer einer bestimmten Richtung sind, durch deren Ernennung zum Bischof man eine andere Richtung vor den Kopf stoßen würde, oder welche mindestens nicht das erforderliche Vertrauen der Unparteilichkeit genießen würden. Angesichts des bekannten theologischen Eifers in dogmatischen Fragen, darf man auf diese Seite der Frage immerhin hindeuten. Unsere Landesfürsten, welche gewohnt sind, nicht nur über verschiedene Richtungen, sondern sogar über verschiedene Konfessionen mit Billigkeit und Gerechtigkeit zu regieren, standen auch als Landesbischöfe mehr über diesen Parteien und waren deshalb durchaus nicht so ungeeignet, an der Spitze ihrer evangelischen Landeskirchen zu stehen, als man vielfach geneigt ist, anzunehmen. Wir glauben, daß, wie die Verhältnisse liegen, Luther auch heute noch das Bischofsamt innerhalb einer Landeskirche ablehnen und dieses Amt bis zu der Zeit den Landesfürsten belassen würde, da es gelungen sein wird, durch sachte und allmähliche Lösung der Kirche vom Staat in den Herzen der Laien die evangelische Kirche zu einer Volkskirche umgewandelt zu haben, und da die evangelische Geistlichkeit unbeschadet eines festen Glaubensgrundes wieder mehr im Leben des Volks als in dogmatischen Spitzfindigkeiten der Professorenwelt sich bewegen wird.

Unsere Ansicht geht hiernach dahin, daß zwar heute eine vollständige Trennung der Kirche vom Staat von Unheil sein würde, daß dieselbe aber ein Ziel bildet, vor dem wir nicht zu erschrecken haben, sondern welches durch weise Überführung unserer Staatskirchen zu Volkskirchen vorsichtig angebahnt werden muß. Der Antrag Hammerstein ist deshalb, so wie er gestellt worden ist, nur als billig und zeitgemäß anzuerkennen; über das Maß seiner praktischen Durchführung läßt ja der Antragsteller mit sich sprechen. Es ist wichtig, sich hierüber klar zu werden, damit man einerseits, keinen zweiten oder dritten Schritt in dieser Frage thut, bevor der erste Schritt geschehen ist; daß man aber anderseits eine an

sich zweckmäßige Maßregel nicht verwirft, weil ihre Konsequenz zur Trennung der Kirche vom Staat führt.

In einer Verfassungskirche, welche sich freilich nicht auf der statistischen, sondern auf der Gottesdienstgemeinde aufzubauen, und in einer bischöflichen Spitze bei allmählicher Lösung vom Staate auszulaufen hätte, erkennen wir ein Mittel, unserem evangelischen Volke wieder mehr Interesse an seiner Kirche zu schenken und mehr wahres, pulsierendes Leben in diese einzuhauchen; aber auch nur ein Mittel, und nicht das Mittel. Denn streng genommen, bildet jenes Verfassungsleben unter einem rein kirchlichen Bischof nicht die Wurzel für ein volkstümliches Kirchenleben, sondern vielmehr seine Blüte, welche nach und nach unter Gottes Segen hervorbrechen wird, wenn die Kirche in dem Herzen des Volks wieder mehr Wurzel geschlagen haben wird. Eine freie, organisierte Kirche ohne diese Voraussetzung würde einem welken Strauche gleichen, den man mit künstlichen Papierblumen geschmückt hat. Soll es in unserer Kirche zur freudigen Blüte und zu reicher Fruchtbarkeit kommen, dann muß ein Leben in allen ihren Teilen, in den Wurzeln, in den Zweigen, in den Blättern sich regen und sich beweisen, und um dieses anzuregen, öffnen sich für unser menschliches, äußerliches Wirken und Schaffen, das neben dem inneren Glaubensleben nicht fehlen darf, noch verschiedene Wege.

Wir haben bereits wiederholt darauf hingewiesen, daß unsere liebe evangelische Kirche nicht genug mit dem gesamten, öffentlichen und privaten Volksleben verwachsen sei. Während die katholische Kirche den im Volke vorhandenen Bedürfnissen sich möglichst anpaßt, den einzelnen von der Taufe bis zur letzten Ölung Schritt für Schritt begleitet, und ihre eigenen Feste durch Prozessionen, Fahnenschmuck und Böllerschießen zu Volksfesten zu gestalten versteht, bleibt unsere Kirche in ihrer geistlichen Höhe

dem Volke zu fremd. Sie ist zu sehr auf die Kanzel, an das Krankenbett, auf die Sonn- und Feiertage beschränkt, während ihre katholische Schwester auch den Werktagsrock ihrer Kinder webt. Es lag dies nicht im Willen und in der Absicht Luthers, der durch und durch ein Volksmann war und gerne ins praktische Leben eingriff. Sein lebensfrisches, volkstümliches Reformationswerk wurde gehemmt durch den unglückseligen Abendmahlstreit, aus welchem sodann im 17. Jahrhundert jene stundenlangen Streitpredigten hervorwuchsen, bei welchen die Gemeinde schlief. Der positive Aufbau seines Werks wurde außerdem unterbrochen durch die halbweltlichen Kämpfe, welche den Geist des deutschen Volks vom Göttlichen abzogen. So ist wohl an manchen Punkten eingerissen worden, ohne daß der Aufbau nach den Gedanken des Gottesmannes zustande gekommen wäre. Hier gilt es deshalb die Fäden des Reformationswerkes wieder aufzunehmen. Was wir hierunter verstehen, wollen wir an einigen Beispielen darzulegen versuchen, und wenn wir hierbei es wagen, als Laie über manche rein kirchliche Frage zu sprechen, so mögen die Herren Geistlichen dies uns nicht verargen, da wir in wohlwollender Gesinnung aus unserer Erfahrung heraus reden.

Was ist aus der Beichte in unserer Kirche geworden? Luther hat dagegen gekämpft, daß „die Gewissen gemartert würden mit langer Erzählung der Sünden, mit Genugthun, mit Ablaß, mit Wallfahrten u. dgl.", und sagt „es ist nicht not die Leute zu dringen, die Sünden namhaft zu erzählen"; aber der 25. Artikel der Augsburger Konfession lehrt auch, „daß die Beicht von wegen der Absolution, welche das Hauptstück und das fürnehmste darin ist, zu Trost der erschrockenen Gewissen, darzu um etlicher anderer Ursachen willen zu erhalten sei." Wer unser Volksleben kennt, der weiß, daß die Beichte ein tiefes Bedürfnis ist und daß tausend Sünder bewußt und unbewußt in unseren evangelischen Gemeinden nach einer solchen Entlastung „der erschrockenen Gewissen" dürsten, aber nicht wissen, wie es anstellen, weil doch das Beichten ein katholischer Gebrauch sei und weil man es doch gar zu künstlich und gewaltsam anstellen

müßte, expreß zum Herrn Pfarrer auf die Studierstube zu gehen; am Ende wird derselbe einen auch nur tüchtig ausschelten. Wie sehr das Bewußtsein der Bedeutung der Beichte bei Laien und auch Geistlichen geschwunden, zeigten mir folgende zwei Erfahrungen. Ich war Geschworener, als ein evangelischer Pfarrer vor dem Schwurgericht Zeugnis verweigerte, weil es sich für ihn hierbei um ein Beichtgeheimnis handle. Meine gebildeten evangelischen Kollegen waren hierüber erstaunt und empört, weil er ja ein evangelischer und kein katholischer Geistlicher sei. In dem doch gewiß kirchlich gesinnten Württemberg kam aber folgender Fall vor. Ein armer Meßner hatte in seiner Geldnot einen Griff in den Klingelbeutel gethan. Sein Gewissen fand keine Ruhe und er entschloß sich, seine Sünde dem Seelsorger zu beichten. Dieser hielt sich verpflichtet, dem Staatsanwalt Anzeige von diesem Vergehen zu machen und der Meßner wurde gerichtlich bestraft. Wird wohl wieder ein Glied dieser Gemeinde einem Pfarrer gebeichtet haben?

Wir wissen wohl, daß — und Gott sei dafür gedankt! — die große Mehrzahl unserer Geistlichen ihr Seelsorgeramt besser als dieser ihr Kollege versteht; aber bezeichnend sind doch beide Vorgänge. Da wir nun in der Beichte eines der wichtigsten und mächtigsten Mittel zur Anregung eines geistlichen Lebens erblicken, und da wir davon überzeugt sind, daß, wo die Beichte von den Geistlichen durch ihr ganzes Verhalten gegen ihre Gemeindeglieder erleichtert wird, die Kirche von Tausenden mehr und mehr als eine Wohlthat empfunden wird, so erlaubten wir uns, obwohl Laie, hier auf diesen Punkt aufmerksam zu machen. Ein Geistlicher wird auch mit weit größerer Freudigkeit in seinem Amte wirken, wenn zahlreiche Glieder aus seiner Gemeinde ihr Herz vor ihm ausschütten, und diese Freudigkeit des Hirten kömmt dann wieder der ganzen Herde zugut. Wie viele Lüge, wie viele Verstockung und damit wie vieler Unsegen waltet in unseren Kirchengemeinden, weil niemand beichtet! Die Wirksamkeit des Geistlichen würde bei häufigerer Beichte auch dadurch sich im edelsten Sinne des Wortes fruchtbarer gestalten, daß die ent-

lasteten und mit Gott versöhnten Seelen mit mehr Innigkeit an ihrer Kirche hängen und die brauchbarsten Stützen des Pfarrers auch als Kirchenälteste und Diakonen abgeben würden.

Unsere Kirche verhält sich überhaupt zu schwerfällig, zu vornehm den Massen gegenüber; sie sucht das Volk nicht genug auf, sie kommt ihm nicht genug entgegen. Im allgemeinen öffnet sie ihre Pforte viel zu selten und unterschätzt das religiöse und insbesondere das kirchliche Bedürfnis im Volke. Wiederum erlaube ich mir aus meiner Erfahrung hierfür zwei Belege anzuführen. Vor mehreren Jahren mußte ich in einem an der Eisenbahn gelegenen Schwarzwaldstädtchen im Frühherbste übernachten. Noch war es dunkel, als ich durch Glockengeläute und durch ein lautes Leben auf dem Marktplatze unter meinen Fenstern geweckt wurde. Beim Öffnen derselben sah ich den Platz mit Obstkörben angefüllt, die Besitzer derselben aber in die Kirche strömen, und erfuhr, daß jeden Morgen um 3 Uhr die Landleute aus den Thälern hier ihr Obst an die Händler verkauften, die dasselbe mit dem Frühzuge weiter beförderten, und daß der katholische Geistliche, um diesen Leuten einen Morgengottesdienst vor Beginn des Marktes zu ermöglichen, seine Frühmesse zu dieser frühen Stunde celebriere. Unsere wenigsten evangelischen Geistlichen würden sich wohl hierzu entschließen, nicht aus Trägheit oder aus sonstigem Mangel an Opferwilligkeit, sondern teils wegen Unterschätzung des religiösen Bedürfnisses, namentlich des Landvolks, teils aus einer gewissen Schwerfälligkeit, wenn es gilt, ihre Gottesdienste gegebenen Umständen anzupassen. Dies erfuhr ich bei einem schweren Hagelwetter, das an einem Dienstag Nachmittag im Sommer über eine evangelische Dorfgemeinde niederging und die hoffnungsreiche Ernte gänzlich zerstörte. Der durchaus wohlgesinnte Ortsgeistliche wurde gebeten, angesichts dieses Jammers am folgenden Morgen einen Gottesdienst zu halten; er lehnte dies zunächst ab, weil doch nur einige alte Weiblein kommen würden; endlich ließ er sich aber dazu bewegen, legte jedoch den Gottesdienst auf die für Landleute unbequeme Stunde auf $9\frac{1}{2}$ Uhr. Trotzdem war aber das Gotteshaus wohl kaum

je vorher so gefüllt als bei dieser Gelegenheit. Diese zwei Erlebnisse drücken wohl besser und verständlicher das aus, was wir mit der Behauptung verstehen, daß unsere Kirche zu schwerfällig sei, als eine längere Ausführung.

Es würde wesentlich zur Volkstümlichkeit unserer Kirche beitragen, wenn ihre Gotteshäuser überhaupt immer offen und zugänglich wie die katholischen wären. Gar mancher besitzt kein Kämmerlein, das er hinter sich abschließen könnte, um ungestört sich vor seinem Herrn niederzuwerfen und mit ihm im Gebete zu reden; und mancher, der ein solches Kämmerlein sein eigen nennt, würde lieber seine Andacht im Gotteshaus verrichten. Letzteres würde namentlich dann gerne geschehen, wenn zu einer passenden Tagesstunde in der Kirche auf der Orgel einige Choräle oder sonstige kirchliche Musik gespielt würden. Vor allem sollte aber in jedem Gotteshaus in der Frühstunde ein kurzer, liturgischer Gottesdienst stattfinden. Wenn auch nur wenige, vielleicht nur einige alte Männlein und Weiblein, ja! vielleicht dann und wann außer der Familie des Geistlichen auch niemand sich beteiligen würde, so wirkte — von dem inneren Werte einer solchen Andacht ganz abgesehen — schon das Bewußtsein, daß ein derartiger Morgengottesdienst täglich stattfindet, erbauend in der Gemeinde.

Ferner ist ein großer Mangel in unserem kirchlichen Leben, daß zu wenige Klassengottesdienste abgehalten werden, d. h. Gottesdienste für einzelne Altersstufen und getrennt nach den Geschlechtern. Wie viel könnte ein Geistlicher den ledigen und den verheirateten Männern, und ebenso den Mädchen und den Frauen bei solchen Gelegenheiten sagen, was für einen allgemeinen Sonntagsgottesdienst sich nicht eignet. Wenn jede Klasse im Jahr auch nur zwei- oder dreimal an die Reihe käme, wäre der Segen davon gewiß spürbar. Die Beteiligung würde eine größere sein, als mancher kleingläubige Pastor glaubt. Dies beweisen die Jugendgottesdienste — (wir reden nicht von den Kindergottesdiensten) —, welche da und dort mit großem Erfolge für junge Männer, Gesellen, Lehrlinge u. s. f. abgehalten werden. Der

Geistliche könnte hierbei die hergebrachte Predigtschablone auf die Seite setzen und in das praktische Leben hineingreifen.

Würden zu diesen Gottesdiensten jährlich noch einige belehrende und aufmunternde Besprechungen über innere und äußere Mission hinzutreten, worüber weiter unten eingehender zu handeln sein wird, so würden unsere Gotteshäuser nicht so viel leer, unbenutzt, tot und verlassen als ein äußeres Bild des inneren geistigen Zustandes unserer Gemeinden dastehen. Ein reicheres und anziehenderes Leben würde sich in ihnen entfalten und befruchtend und fördernd auf die Gemeinden hinausströmen. Diese Bauten würden mehr das werden, was sie sein sollten: die Mittelpunkte alles Lebens der Gemeinde, und würden ihre Aufgabe weit mehr erfüllen. Freilich wird man gegen diese Vorschläge einwenden, daß sie von einem zu idealistischen Standpunkte ausgingen, daß sie sich dem realen Leben nicht anpassen ließen, und daß vor allem unsere Geistlichen, die jetzt schon überbürdet seien, eine solche Arbeit, wie wir sie hier verlangen, nicht neben ihren anderen zahlreichen Geschäften übernehmen könnten. Den ersten Vorwurf fürchten wir nicht. Unsere Kirche und ihre Diener dürfen sich durch das armselige, durch die Sünde vergiftete Leben in der Christenheit nicht in einen Pessimismus herabziehen lassen. Wo der Pessimismus im Herzen eines Seelsorgers Platz gegriffen hat, da ist es mit seiner geistigen Wirksamkeit aus, da verrichtet er seine Berufsgeschäfte ohne lebendigen Glauben, da giebt er die einzelnen Menschen und seine ganze Gemeinde zu schnell auf und darf sich nicht wundern, wenn dann auch diese ihn und die Sache, die er zu vertreten hat, aufgiebt. Zu einer fruchtbaren Wirksamkeit in der Kirche gehört der höchste Idealismus, der über Sünde, Not und Tod hinweg an Gottes Gnade und Barmherzigkeit festzuhalten weiß. Dieser Idealismus verträgt sich sehr wohl mit dem praktischen Realismus; er ist nicht blind für die Verhältnisse, wie sie sind, aber er läßt sich nicht von ihnen überwältigen, sondern sucht sie durch Liebe und Treue zu besiegen.

Schwerer fällt der zweite Einwand ins Gewicht. In der That sind unsere Geistlichen vielfach in einem Grade überbürdet,

daß ihre Aufgabe wie ein unübersteigbarer Berg sich vor ihrem Geiste auftürmt. Dies gilt vor allem von den Geistlichen in den Großstädten mit ihrem ohnedies aufreibenden Getriebe, in welchen viele Tausende von evangelischen Einwohnern auf einen einzigen Geistlichen kommen. Hier liegen krankhafte Ausnahmezustände vor, welche ihre besonderen Hilfsmittel beanspruchen, und wir gestehen, daß wir bei unserer Ausführung nur kleinere Städte und Landgemeinden im Auge hatten. Aber auch in jenen Metropolen machen wir die Erfahrung, daß die hervorragendsten Geistlichen, welche von der Seelsorge in scheinbar erdrückender Weise in Anspruch genommen werden, doch immer noch Zeit zu allerlei Nebenbeschäftigungen finden, indem sie teils sehr fruchtbare Schriftsteller sind, teils an der Spitze von allerlei zeitraubenden Unternehmungen und Bewegungen stehen. Wir machen hier die alte Erfahrung, daß diejenigen, welche am meisten zu thun haben, schließlich doch noch durch ein richtiges Auskaufen der Zeit am meisten Muße gewinnen. Da wir aber vollständig einräumen, daß unseren Geistlichen im allgemeinen eine Geschäftslast wie wenigen anderen Berufsmännern auferlegt ist, so vermögen wir ihnen nur den Rat zu erteilen, sich mehr Gehilfen aus dem Laienstande heranzuziehen.

Wenn wir von der Aushilfe durch Laien reden, so wollen wir in erster Reihe ausführen, wo und wann wir dieselbe nicht anempfehlen möchten. Bei den verschiedensten Gelegenheiten wurde in den letzten Jahren die förmliche Eingliederung der Laienpredigt in den Gottesdienst befürwortet. Man beruft sich hierbei auf die gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinschaften, auf welchen die sogenannten Stundenhalter, mithin einfache Laien, das Wort Gottes auslegen, und welche für unser christliches Volk als eine Stätte warmer und inniger Erbauung eine große Bedeutung besitzen. Auch wo sonst Laien zwischen den Theologen zu Worte kommen, ziehen sie häufig die Aufmerksamkeit der Zuhörer mehr an als letztere, und aus beiden Erscheinungen schließt man, daß man die Volkstümlichkeit der Kirche durch Einfügung des Laienwortes zu heben vermöchte. Wir möchten vor einer der-

artigen organischen Eingliederung der Laien warnen. Die Anziehungs- und Erweckungskraft jener Gemeinschaften liegt der Hauptsache nach nicht in der Laienpredigt, sondern im Geiste der engeren Gemeinschaft, welcher dort waltet, und auch innerhalb der Kirche durch richtig geleitete Bibelstunden, Klassengottesdienste u. dgl. mehr gepflegt werden dürfte. Daß aber die Rede eines Laien zwischen theologischen Predigten oft mehr zu fesseln vermag, liegt zum Teil in dem Reiz des Ungewohnten und in der Kraft des Zeugnisses, zum Teil hier und da auch darin, daß der Laie nicht nach einer gewohnten Schablone und außerdem mehr praktisch als theoretisch redet. Im allgemeinen bringt das häufig angewendete Laienwort manche Gefahren mit sich. Vor allem weiß man nie gewiß, ob man bei einem solchen nicht Absonderlichkeiten und Willkürlichkeiten in der Auslegung des Textes zu erwarten habe; namentlich ist der Laie sehr leicht versucht, ein Schriftwort aus seinem gesamten Zusammenhange herauszureißen und mit demselben in einer Voreingenommenheit gewisse einseitige Liebhabereien beweisen zu wollen. Wenn dies öfter geschieht, können diese Einseitigkeiten in der Gemeinde Platz greifen und den Zuhörern mit der Zeit dadurch die Hauptgesichtspunkte im ganzen Erlösungswerke verrücken. Es ist dies eine Gefahr, welche in unseren sonst in großem Segen wirkenden Gemeinschaften vielfach Fleisch und Blut angenommen hat und viele der edelsten Elemente der Kirche in engherzige Bahnen brachte. Auch für die Laien selbst, welche häufiger zu kirchlichen Ansprachen aufgefordert werden, ist die Sache nicht ungefährlich. Schon mancher hat darüber an seinem inneren Menschen tiefen Schaden gelitten; indem er sich darin gefällt, den Pfarrer zu spielen oder gar den ordentlichen Seelsorger zu übertrumpfen, verfällt er in geistigen Hochmut, in Herrschsucht, in Sektiererei. Wir warnen deshalb ernstlich vor dem Plane, die Laienpredigt in größerem Maßstabe in unserem öffentlichen Gottesdienste einzuführen; es giebt heute in unserem christlichen Vereinsleben genug Gelegenheiten, bei welchen die Laien zu Wort kommen können, um ein Bekenntnis zur Förderung anderer abzulegen und um aus ihrer Erfahrung

auf allerlei Übelstände aufmerksam zu machen. Raten wir so einerseits von einer regelmäßig wiederkehrenden Laienpredigt in unseren Gotteshäusern ab, so möchten wir anderseits doch auch jene überkirchliche Ängstlichkeit nicht unterstützen, welche den Laien in der Kirche niemals zu Wort kommen lassen will. Es ist uns ein Kolportagefest in Erinnerung, bei welchem verschiedene Geistliche im Gotteshause sprachen, bei welchem aber der Ortsgeistliche dem Geschäftsführer des Vereins nicht gestattete, den Jahresbericht, den er verfaßt hatte, zu verlesen, weil seine Kanzel durch kein Laienwort entweiht werden dürfe. Ein Geistlicher mußte alsdann den Bericht ablesen, obwohl die Korrekturen und die fremde Handschrift dies äußerst erschwerten. Das sind geistlose Engherzigkeiten, welchen wir wahrlich nicht das Wort reden wollen. Es gilt, in allen Dingen Maß zu halten.

Zur Unterstützung der Geistlichen namentlich in den größeren Städten erscheint uns die Heranbildung und Verwendung eines clerus minor, einer niederen Geistlichkeit, welche ein Mittelglied zwischen dem eigentlichen Amte und dem Laienstande bildet, geboten. Wir haben hierbei Männer im Auge, welche, ohne humanistische Vorbildung, in einem zwei- bis dreijährigen Kurse zu Gehilfen des geistlichen Standes herangezogen werden, wie dies bereits mit viel Segen durch Pfarrer Arnold in Basel geschieht. Tüchtig unterrichtet im Worte Gottes, eingeübt in christlichen Ansprachen, eingeführt in die praktische Seelsorge am Krankenbett u. s. f., vermöchten solche Männer die Pfarrer der großen Städte wesentlich zu entlasten, wobei aber Bedingung sein müßte, daß dieselben nur im Auftrage und im Namen des Orts- bezw. des Parochial-Geistlichen ihren Beruf erfüllen dürften. Ihre Thätigkeit wäre eine ähnliche wie die unserer Stadtmissionare, nur müßten sie noch weit mehr in den Organismus der Kirche eingegliedert werden und könnten alsdann unter anderem auch ein Geschäft übertragen erhalten, welches den Geistlichen der Großstädte unverhältnismäßig viele Zeit raubt; wir meinen das Begleiten der Leichen auf die entfernten Friedhöfe und das Einsegnen derselben am Grabe. Wir standen bei solchen Gelegenheiten schon

oft unter dem Eindrucke, daß die Toten den Lebenden zu viel Zeit wegnehmen. Ein Sterbefall in einer Familie ist ja sicherlich eine wohl auszunutzende Gelegenheit für ein Wort an die Angehörigen; der passende Ort hierfür ist aber im Sterbehause selbst vor der Wegbringung der Leiche; draußen auf dem öffentlichen Friedhofe handelt es sich mehr um eine Formsache.

Würden diese Männer als clerus minor nur noch halb zu den Laien zu rechnen sein, so ist das Laienelement als solches rein in unseren Kirchengemeinderäten, Kirchenältesten, Presbytern vertreten. Von der Kirchengemeinde gewählt haben sie die Aufgabe, über die Interessen derselben nach allen Seiten zu wachen. Diese ihre Aufgabe wird im großen Durchschnitt von allen Teilen zu mechanisch, zu geistlos aufgefaßt, indem der Geistliche, sie selbst und die Gemeinde in ihnen hauptsächlich die Budgetmänner erblicken und viel zu wenig geistliche Anforderungen an sie als an die „Väter" der Gemeinde stellen. Es wäre um so zweckmäßiger und empfehlenswerter, denselben nach dieser Richtung etwas mehr Leistung zuzumuten, als dadurch wohl manche Elemente, die nur der Ehre halber sich in das Presbyterium wählen lassen, in Zukunft davon abgehalten würden. Sie müßten insbesondere dazu verpflichtet werden, diejenigen Gemeindeglieder, welche die kirchliche Trauung oder die Taufe ihrer Kinder verschmähen, aufzusuchen und an ihre kirchlichen Pflichten zu erinnern. Manche Geistliche besitzen ein großes Geschick, ihre Kirchenältesten zu derartigen Diensten zu verwerten, und wo es geschieht, erfolgt es zu allseitigem Nutzen. Will man sodann in den Gottesdienst ein Laienbekenntnis einfügen, so lasse man durch die Kirchenältesten, unter sich abwechselnd, am Sonntage neben dem Altar die Lektion aus der heil. Schrift langsam und deutlich vorlesen, oder an Feiertagen das Glaubensbekenntnis im Namen der Gemeinde sagen. Die Wirkung davon wird nicht ausbleiben, und namentlich wird derjenige, welcher hierzu berufen ist, den größten Segen, vielleicht zu seiner eigenen Überraschung, davontragen, während eine Laienpredigt ein Ding von zweifelhaftem Werte ist.

Eine weitere Frage ist, ob man den Kirchenältesten auch eine spezielleren Überwachung der Armen, Kranken, Verlassenen und Verirrten der Gemeinde überweisen kann und darf. In kleinen Dorfgemeinden könnte das ja wohl geschehen, in Stadtgemeinden besäße die Durchführung einer solchen Einrichtung wohl große Schwierigkeiten, weil sie von den damit Betrauten, welche bereits in anderer Weise der Kirche freiwillig dienen, zu viel Zeit beanspruchen würde. Und doch tritt uns hier eine weite Lücke im Leben unserer Kirche entgegen, eine Lücke, die im Volke empfunden wird und nicht unwesentlich zur Entfremdung desselben beigetragen hat. Es öffnet sich hier vor uns das ganze weite Gebiet der inneren Mission, über welche wir noch eingehender zu sprechen haben werden. Dieses Gebiet hat sich unsere evangelische Kirche zu sehr durch staatliche, kommunale und freiwillige Organe rauben lassen; ging doch das Bewußtsein davon, daß die Armenfürsorge eine ganz wesentliche Aufgabe der Kirche sei, so sehr verloren, daß in manchen deutschen Staaten, z. B. in Baden, durch Gesetz alle jene Stiftungen, welche früher der Kirche zur Versorgung von Armen u. dergl. gemacht worden waren, derselben einfach entzogen und unter staatliche Verwaltung gestellt worden sind. Dieses Gebiet muß sich die Kirche zurückerobern, und dazu bedarf sie Männer, welche sich diesem durch und durch christlichen Berufe voll und ganz weihen; sie bedarf dazu des altkirchlichen Mittels der Diakonen. Kaum würde es ein anderes Mittel geben, welches so sehr zur neuen Lebensentfaltung der Kirche beizutragen imstande wäre, als die frische Anfassung der großen Liebesarbeit, welche der Lebensatem der ersten apostolischen Gemeinden war und durch welche die christliche Kirche in ihrer schönsten Zeit wie ein freundliches, mildes Licht, die Herzen erwärmend und gewinnend, in die Nacht der Heidenwelt leuchtete. Um diese große Aufgabe zu übernehmen und mit der erforderlichen Kraft durchführen zu können, bedarf sie eben jenes Amtes der Diakonen, welche neben und unter den Presbytern sich diesem Berufe um Jesu Christi willen weihen. Was heute unter innerer Mission verstanden wird, würde hierdurch nicht mehr die Arbeit

von Vereinen neben der Kirche bilden, sondern als eine Lebensäußerung der letzteren von der inneren Lebenskraft derselben zeugen und ihr viele Herzen erschließen und zurückerobern, die ihr heute entfremdet sind. Niemand glaubt an das Vorhandensein einer Kraft, wenn sie nicht nach außen Gestalt gewinnt. Hiermit gelangen wir zu dem Werke der inneren Mission, welche bei der Besprechung der Frage, was zu einer neuen Lebensentfaltung der evangelischen Kirche beizutragen vermöge, unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Es will uns immer gar eigentümlich, wahrhaft jammervoll berühren, wenn man das Werk der inneren Mission, so wie es vor vierzig Jahren von Wichern angefaßt und seither auf den verschiedensten Gebieten der Not und des Elends getrieben wurde, erst noch als ein innerhalb unserer evangelischen Kirche berechtigtes Streben verteidigen muß. Und dennoch hat sie ja, wie alles in der Welt, ihre ausgesprochenen Gegner. Wir reden nicht von jenen, welchen die innere Mission zu spezifisch christlich arbeitet, indem sie die Sünde als der Leute Verderben erkennt und die Verirrten zu ihrem Erzhirten Jesum Christum, als dem einzigen Erretter und Erlöser, als dem Weltheilande, zurückzuführen sucht. Wer die innere Lebenskraft des christlichen Glaubens nicht kennt, dem sind wir unverständlich und der ist selbst ein Gegenstand der Pflege der inneren Mission. Es gab aber und giebt noch immer Kirchenmänner, Männer tiefen und ernsten christlichen Sinnes, welche vor der inneren Mission als einem weltförmigen Auswuchse eines an und für sich edlen, christlichen Strebens warnen. Sie weisen auf die inneren Gefahren hin, welche mit diesem Werke für diejenigen, welche es treiben, und für die Kirche als solcher verbunden sind. Auch ist ja nicht zu bestreiten, daß manche Christen, indem sie sich allzu sehr dem äußeren Schaffen, Rennen und Selbst-machen-wollen hingeben, am innersten Glaubensleben leiden können, und daß auch das Werk selbst, angesichts des Massenelendes in der Welt, leicht in eine rein humane Strömung sich verflüchtigen und vergessen kann, daß unser Herr und Meister keine leiblichen Wohlthaten ohne geistliche Stärkung

spendete. Es erscheint uns aber als Kleinglaube, durch solche Bedenken sich vom Werke der inneren Mission abschrecken zu lassen; denn von diesem Standpunkte aus müßte man auch die reinste Liebe, die Mutterliebe, bekämpfen, welche im kleinen vollständig dieselben Gefahren in sich birgt, wie die rettende Nächstenliebe, welche sich in der inneren Mission zu entfalten sucht. Ist das Massenelend, welches in der mannigfaltigsten Gestalt täglich zum Himmel schreit, nicht eine furchtbare Anklage gegen die gesamte Christenheit? Dürfte eine derartige äußere Not und innere Verkommenheit, wie sie uns auf den verschiedenen Arbeitsfeldern der inneren Mission entgegentreten, überhaupt innerhalb einer wahrhaft lebendigen Christenheit denkbar sein, welcher das Gebot gilt: Liebe deinen Nächsten als dich selbst? Wahrlich, wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß unserer christlichen, auch unserer evangelischen Kirche viel von der Glaubenskraft und dem Liebesleben der ersten christlichen Gemeinden abhanden gekommen ist, so liegt derselbe in der Lauheit der Christen durch Jahrhunderte hindurch gegenüber der Sünde und ihren Folgen innerhalb ihrer eigenen Gemeinschaft und um sie her.

Man verweist auf die Liebesarbeit, welche der einzelne im stillen zu thun habe und bei welcher die Linke nicht erfahren dürfe, was die Rechte thut, während bei der inneren Mission alle Liebeswerke weltlich organisiert an die Öffentlichkeit gezogen würden. Es ist aber wahrlich nicht zu befürchten, daß wenn die innere Mission noch so großartig organisiert und noch so Großartiges leisten würde, jenes stille Wirken des einzelnen Christen durch freundliches Wort und milde That eingeschränkt oder gar unterdrückt würde. Auch in der apostolischen Zeit überließ man die Fürsorge für die Armen, Kranken, Verlassenen, Verirrten nicht den einzelnen allein, sondern die Gemeinden als solche nahmen diese Aufgabe auf sich und suchten sie durch Sammlungen und durch Diakone zu lösen. Der Einzelne vermag auch jenem Jammer gegenüber so viel als nichts; es müssen die Kräfte zusammengefaßt werden, und diese Aufgabe würde am besten die Kirche als ihre eigenste Pflicht an sich nehmen. So lange

sie dies nicht thut, müssen freiwillige Vereinigungen innerhalb derselben eintreten, um das Werk nicht im Gegensatze, sondern in möglichst innigem Anschluß an die Kirche zu treiben. Das war auch Wicherns Gedanke von Anfang an, wenn er in seiner großen Missionsrede zu Wittenberg 1848 so scharf die Worte hervorhob: „Mir steht von jeher die Überzeugung fest, daß die Kirche die innere Mission in die Hand nehmen muß", und weiter ausführte: „Alle bestehenden Werke christlicher Barmherzigkeit aber müßten mit neuem Eifer angegriffen und durch persönlich wirkende Kräfte zu gegenseitiger Handreichung verbunden werden. Die evangelische Kirche aber setze auf die Summe dieser Arbeit ihr Siegel und bezeuge: die Arbeit der innern Mission ist mein! Die Liebe gehört mir wie der Glaube. Christus müsse nicht nur im lebendigen Gotteswort, sondern auch in den Gottesthaten gepredigt werden, und die höchste dieser Thaten sei die rettende Liebe*)."

Gewissermaßen geht die innere Mission jetzt schon von der Kirche aus und darf als eine Lebensäußerung derselben aufgefaßt werden; denn die Männer, welche die Träger und Förderer der inneren Mission sind, bekennen sich überall gleichzeitig als treueste Söhne ihrer Kirche, indem sie den Dank, welchen sie für die von ihr empfangene Lehre ihr schulden, in Thaten umzusetzen suchen. Das ganze Werk der innern Mission sollte aber noch weit mehr, auch sichtbar und für Fernerstehende erkennbar, als Lebensgebiet der Kirche erscheinen, indem sich beide organisch zusammenschließen. Wie wir uns das vorstellen, zeige ein Beispiel. Gegenwärtig stehen die leitenden Ausschüsse der Stadtmission in gar keiner Beziehung zu den Presbyterien; es sei denn, daß gänzlich zufällig ein Mitglied des einen Kollegiums auch im andern einen Sitz hat. Weshalb sollte ein solcher Stadtmissions-Ausschuß nicht organisch neben oder unter den Kirchengemeinderat gestellt werden, etwa in der Weise, in welcher in

*) Siehe Oldenberg, Joh. H. Wichern, Bd. II.

der politischen Kommune der Armenrat sich zum weltlichen Gemeinderat befindet? Die Freiwilligkeit der Arbeit würde dadurch in keiner Weise geschädigt werden, wohl aber würde einerseits die kirchliche Autorität des Kirchengemeinderats der Stadtmission sehr zustatten kommen, und anderseits dieser an Ansehen und Einfluß, an Bedeutung und Liebe in der Gemeinde gewinnen. Es erschiene uns in hohem Grade wünschenswert, daß die Presbyter verschiedener Stadtgemeinden die Frage etwa auf einer Versammlung in Beratung zögen. Wie mit dem einen Werke der Stadtmission verhält es sich aber mit den übrigen Zweigen der innern Mission, und in ähnlicher Weise ließe sich der Provinzial- oder Landesausschuß deshalb mit den betreffenden kirchlichen Behörden verbinden. Der Segen für beide Teile würde nicht ausbleiben, und unter allen Umständen würde ein neues Liebesleben durch die zum Teil etwas erstarrten kirchlichen Organe strömen und unserer teuren evangelischen Kirche viele edle Herzen zurückgewinnen, welche gegenwärtig nur wenig Verständnis für sie besitzen; Kleinglaube wäre es aber, wenn man befürchten wollte, daß auf diesem Wege der innern Mission etwas von ihrem Glaubensleben geraubt werden könnte; denn die Erfahrung hat noch jeder Missionsmann gemacht, daß wie die Liebesthat der Ausfluß des Glaubenslebens ist, auch umgekehrt letzteres oft in überraschender Weise durch erstere gefördert und gestärkt wird.

Kaum haben wir nötig zu bemerken, daß alles, was wir von der innern Mission als einer Aufgabe unserer evangelischen Kirche sagten, in noch viel höherem Grade von der äußeren Mission gilt. Schon Weltmenschen beurteilen — und gewiß nicht mit Unrecht — den inneren Wert einer Religion nach ihrer Missionskraft nach außen. Der berühmte Sprach- und Geschichtsforscher Max Müller spricht von drei Religionen mit Missionskraft und nennt als solche die christliche, die mohammedanische und die buddhistische; dabei stellt er die Behauptung auf, daß wie die mohammedanische in der Kraft Völker zu erobern die christliche überflügelt habe, der Buddhismus noch beide besiegen werde, wenn nicht die christliche Kirche ganz neue Bahnen beträte. Es

ist dies ein für uns tief beschämendes Urteil, welches nur dadurch an Schärfe verliert, daß zwar nicht die Kirche als solche, aber seit Ende des vorigen Jahrhunderts die engeren christlichen Gemeinschaften das Werk der Völkermission mit neuem Glaubensmut in die Hand genommen haben, und daß die Erfolge, so bescheiden sie auch immer noch sind, doch heute jenes vor etwa 30 Jahren gefällte Urteil Müllers als unrichtig erscheinen lassen. Eigentümlicherweise hat der Staat die Leistungen der äußeren Mission noch früher anerkannt als die Kirche, indem er die Hilfe derselben bei der Zivilisation der Kolonieen in Anspruch nimmt und sie finanziell unterstützt, während unsere evangelischen Landeskirchen in ihren Etats keinen Posten für dieses größte christliche Werk bis jetzt aufgenommen haben. Es wäre an der Zeit, daß unsere evangelische Kirche als solche ihrer hohen Missionspflicht endlich eingedenk werde, und daß sie von sich aus Boten des Heils in die weite Völkerwelt hinaussende. Sie würde erfahren, welch ein reicher Segen auch ihr, gerade ihr, an innerer Kraft und an neuem Leben in allen ihren Gliedern dadurch zuströmen würde.

Wenn die evangelische Kirche das Werk der innern und der äußeren Mission als ihre Aufgabe, als ihre Pflicht ergreifen und glaubensfreudig betreiben würde, so würden ihre Interessen, ihr Horizont, ihr Herz erweitert und damit würde sie die Teilnahme und das Gemüt des ganzen Volks, auch der Denkenden, an sich reißen. Sie würde aufhören, im Auge der Massen eine Anstalt zu sein, um einzelne Seelen für den Himmel zu bereiten; sie würde wieder mehr erkannt als die göttliche Einrichtung, durch welche unser Herr und Heiland sein großes Erlösungswerk zur Rettung aller Völker siegreich hinauszuführen beabsichtigt im Kampfe gegen alle feindliche Mächte. Mit diesen größeren Zielen, mit diesem reicheren Leben in ihren Gliedern, mit der neu gewonnenen Volkstümlichkeit im edlen Sinne des Wortes würde sie auch den Boden finden, ihre Verfassungsfragen zu lösen und in wahrer innerer Selbständigkeit frei von staatlichen und weltlichen Banden ihre große Ziele zu verfolgen.

Auch der katholischen Kirche gegenüber würde sie in ihrem wahrhaften, innern Werte mehr und mehr erkannt werden. Sie hätte nicht nötig, einen evangelischen Bund erst zu gründen, um zu beraten, wie Rom bekämpft werden könne. Im edelsten Wettkampf mit ihrer stolzen Schwester würde sie das Reich Gottes nach allen Seiten zu fördern sich bestreben, und wir zweifeln nicht, daß bei dieser Art von positivem Schaffen sie nicht beschämt würde. Uns war es seit einer längeren Reihe von Jahren schon äußerst auffallend und bezeichnend, wie die Vertreter und Führer der katholischen, sogenannten ultramontanen Sache mit allen denjenigen evangelischen Kreisen gerne zusammen gingen und Freundschaft schlossen, welche höchstens im Streite mit dem Staate, in der Kirchenpolitik, für ihre Kirche Rechte zu erhaschen suchten. Diese Freundschaft wird aber schroff abgebrochen und durch eine erbitterte Gegnerschaft ersetzt, wo sich wahres christliches Leben, namentlich auf dem Gebiete der innern Mission entfaltet. Mit einem feinen Gefühl erkennen die Katholiken, welch eine ungeahnte Kraft in der sonst so arm dastehenden evangelischen Kirche sich auf diesem Boden entfaltet.

Wir sind am Schlusse unserer Abhandlung angelangt und fassen ihre Gedanken in Kürze nochmals zusammen. Als das charakteristische Merkmal der Gegenwart in kirchlicher Beziehung hoben wir Unbefriedigtsein über die herrschenden Zustände in der Kirche hervor, eine Stimmung, welche von wenigen Satten abgesehen, bei allen Richtungen sich geltend macht und auf den verschiedensten Wegen nach Hilfe und Besserung sucht. In diesem Verlangen erblicken wir die Vorbedingung zu einer aufwärtssteigenden Bewegung unserer Kirche. Aber wie der Schiffer die lang erwartete Flut ohne Zögern rasch und thatkräftig zur Flottmachung seines Bootes ausbeuten muß, wenn sie nicht nutzlos für ihn vorüberrauschen soll, so gilt es auch, die vorhandene Geistes-

strömung gegenwärtig für unsere teuere evangelische Kirche zu gebrauchen, daß sie als eine rettende Arche vom Geiste des Herrn getrieben über den Wassern der Zeit zur Ewigkeit schwimme.

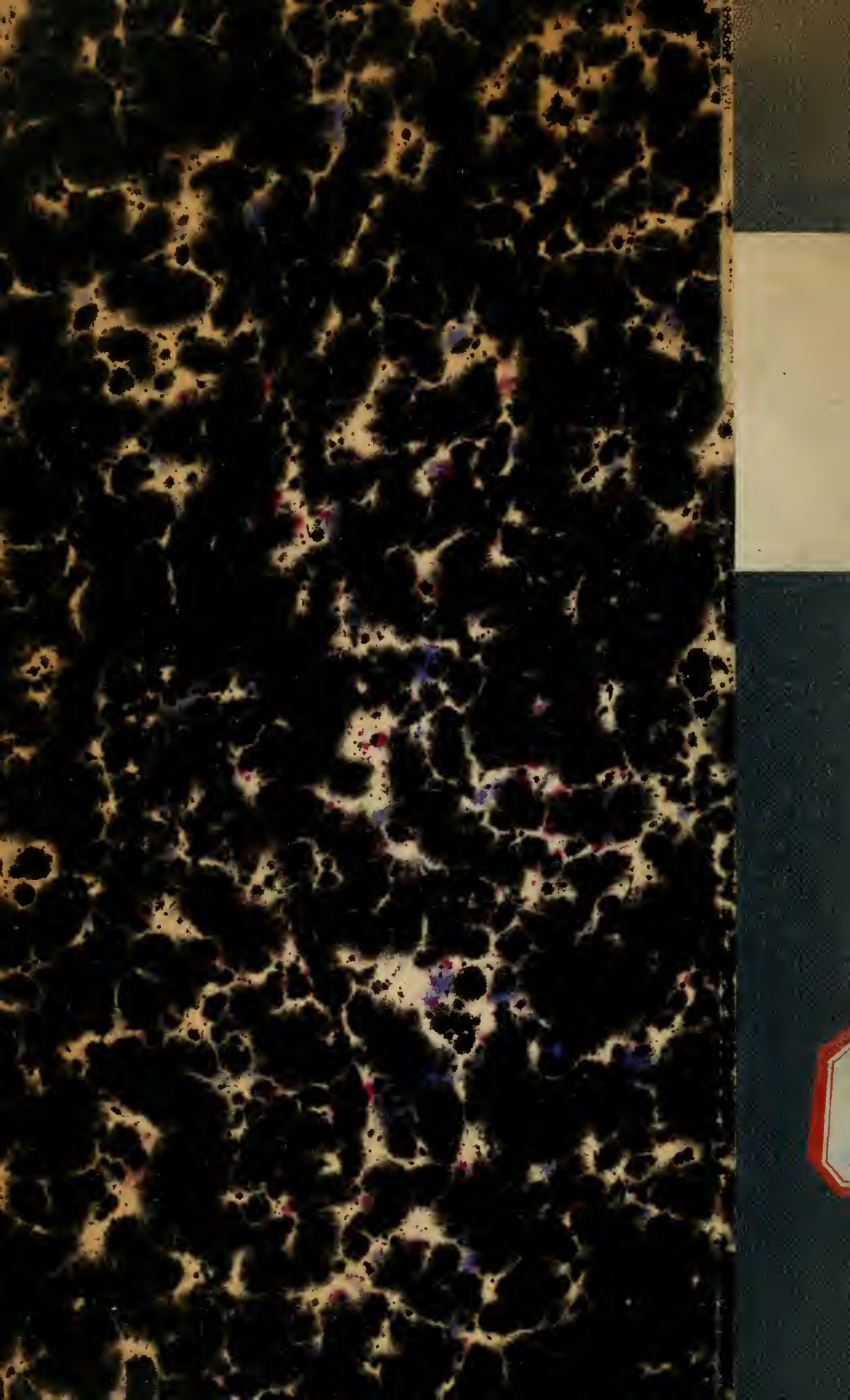
In einem gesunden, nach christlichen Gesichtspunkten aufgebauten Verfassungsleben mit sachter und allmählicher Lösung vom Staat erblickten wir einerseits wohl ein Mittel zur Förderung der Kirche, anderseits aber noch mehr den Ausdruck, die Blüte eines wirklich vorhandenen geistlichen Lebens innerhalb derselben. Ein solches Verfassungsleben läßt sich nicht von oben herab organisieren, sondern muß von unten aufwärts wachsen; es bedarf einer breiten Unterlage in den Gemeinden, es setzt eine Volkstümlichkeit voraus, deren sich heute unsere Kirche nicht hinreichend erfreut. Es ist deshalb mit aller Macht dafür zu sorgen, dem Volke seine Kirche lieb und wert zu machen, ihm zu zeigen, welch einen Schatz es in ihr besitzt. Verschiedene Mittel schienen sich uns hierzu zu bieten. Vor allen muß die Kirche und müssen ihre Diener etwas mehr als bisher zum Volke herabsteigen, nach seinen religiösen Bedürfnissen fragen und ihm die Gotteshäuser durch mannigfaltigere und zahlreichere Gottesdienste, namentlich auch durch tägliche kurze Morgenandachten, zugänglicher machen. Da hierdurch an die Arbeitsleistung unserer Geistlichkeit noch mehr Ansprüche als bisher schon gestellt würden, empfehlen wir ferner eine stärkere Heranziehung der Laien in den Dienst der Kirche und insbesondere die Ausbildung eines clerus minor und Wiedereinführung des Diakonenamts. Ferner sprachen wir die Meinung aus, daß es der Kirche durch Übernahme des Werks der inneren und der äußeren Mission gelingen würde, mehr Fühlung, Verständnis und Liebe in den Massen unseres Volks sich zu erwerben und sich aus den schwerfälligen Banden des Büreaukratismus zu einem reichgestalteten, wirklichen Leben aufzuschwingen. Haben wir als Laie in allen diesen Forderungen uns nur in den äußeren Lebenskreisen der Kirche bewegt, so erlaubten wir uns an einer einzigen Stelle auch einem, wie wir glauben, durch ein vorhandenes Bedürfnis gerechtfertigten Wunsche inbezug auf die innere Wirksamkeit der

Kirche Ausdruck zu verleihen, indem wir auf die Bedeutung der Beichte hinwiesen.

Was erwarten wir von der Befolgung dieser Winke? Nichts oder viel. Nichts, ja, weniger als nichts, sogar einen Schaden für die heilige Sache des Reiches Gottes, wenn alle diese von uns in Vorschlag gebrachten Mittel in einem äußerlichen Arbeitseifer, in jener für unsere Zeit bezeichnenden Vielgeschäftigkeit, in dem Wahne, durch äußeres menschliches Schaffen auf diesem geistigen Gebiete etwas wirken zu können, in Angriff genommen werden. Die Heuchelei und Eitelkeit, mit welchen geistliche Dinge vielfach getrieben werden, bringen es zu einem Scheinwesen, übertünchen nur die Gräber, vermögen unserm kirchlichen Leben keine Auferstehungskräfte einzuhauchen. Die schönsten Schalen von Religionsübungen können einem Volke zu einem unheilvollen Fallstrick werden, wenn ihnen der lautere Kern eines wahrhaften Glaubens fehlt. Wenn jene Schritte aber herauswachsen würden aus einem tiefen Jammergefühl über das massenhafte Sündenelend mitten in unserer Christenheit, auch mitten in unseren evangelischen deutschen Gemeinden, wenn sie herauswachsen würden aus einer brünstigen Sehnsucht nach durchgreifender Hilfe und einem Abrahamsglauben an den lebendigen Gott, dann — ja! dann würden wir viel von der Befolgung jener Vorschläge erwarten. Nur wo beides zusammenwirkt, ein innerliches Glaubensleben und ein äußerliches Sich-hergeben in den Dienst des Herrn, reicht Gott von seinem Throne die hilfreiche Hand; beides muß da sein, dann kann und wird Gott Gebet und Arbeit segnen.

Weil dem so ist, haben wir Vertrauen in unsere Zeit, als dem Anbruche eines neuen Tags für unsere Kirche. Denn jener Mangel an Befriedigung über die vorhandenen Zustände, jenes rastlose Suchen nach Mitteln zur Besserung, zeugen sie im tiefsten Grunde nicht von einer bewußten oder unbewußten Sehnsucht nach einer neuen Hilfe von oben, nach einem Königsworte vom Throne Gottes? Das letzte große Wort erfolgte in der Reformation. Stehen wir vielleicht vor einem neuen Wendepunkt? Schon die Möglichkeit eines solchen Gedankens sollte

alle unsere geistigen und körperlichen Kräfte zu neuem Leben und neuer Arbeit entflammen.

Auch diese kleine Schrift soll — ob nun ihre Vorschläge als brauchbare Steine am Tempelbau sich erweisen oder nicht — Zeugnis ablegen von jener Sehnsucht nach Auferstehungskräften für unsere Kirche. Möge in Bälde der Odem des Herrn durch ihre toten Gebeine wehen, daß es in ihnen rausche und sich rege! Möge der Herr selbst sich Seiner Herde annehmen und Sein Geist neue Formen schaffen zur Vollendung Seines Reiches!

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.